

STUDIEN ZUR DEUTSCHEN
LITERATUR

Band 165

Herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart,
Richard Brinkmann und Conrad Wiedemann

Joachim Eberhardt

»Es gibt für mich keine Zitate«

Intertextualität im dichterischen Werk
Ingeborg Bachmanns



Max Niemeyer Verlag Tübingen 2002

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

D7 Göttinger philosophische Dissertation

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Eberhardt, Joachim:

»Es gibt für mich keine Zitate« : Intertextualität im dichterischen Werk Ingeborg Bachmanns / Joachim Eberhardt. – Tübingen: Niemeyer, 2002

(Studien zur deutschen Literatur; Bd. 165)

Zugl.: Göttingen, Univ., Diss., 2001

ISBN 3-484-18165-6 ISSN 0081-7236

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2002

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Einband: Geiger, Ammerbuch

Inhalt

I	Einleitung: Über die Eindeutigkeit der ›Entzifferung‹ von Zitaten	I
II	Intertextualität: Über die Grenzen eines Begriffs	13
	1. Die Verspätung in der deutschsprachigen Literaturwissen- schaft	13
	2. Forschungslage und -kritik	18
	2.1. Aneignung und Zähmung eines Begriffs	18
	2.2. Über Markierung, Interferenz, Identifikation	21
	2.3. Leser-Typologien. Holthuis' Skeptizismus, Stockers Optimismus	25
	3. Kriterien	28
	3.1. Johnson und Schiller	29
	3.2. Bachmann und die ›Barmer Theologische Erklärung‹?	31
	3.3. Kriterien: Eindeutigkeit und Wahrscheinlichkeit, Prägnanz, Einbettung, Motivation	34
	4. Überlegungen zur Funktion von Intertextualität	36
III	Aspekte der Intertextualität bei Bachmann im Licht der Forschung	39
	1. ›Unverwechselbare Wortwelt‹?	39
	2. ›Affinitäten‹	43
	2.1. ›Einfluß‹?	43
	2.2. Heidegger	47
	2.3. Wittgenstein und Musil	50
	2.4. Proust, Adorno, Benjamin, Bloch, Kraus, Nietzsche	56
	3. Literarische ›Korrespondenzen‹	62
	3.1. ›Spiegelungen‹?	62
	3.2. Max Frisch	65
	3.3. Paul Celan	66

4.	Sprachwelten	69
4.1.	Märchen und Mythen	69
4.2.	Christlich-biblische Sprachwelt	71
5.	Zum Erkenntniswert von Bachmanns Bibliothek	75
IV	Zwei frühe Erzählungen im Kontext	83
1.	Zur Einordnung der frühen Prosa	83
2.	Parodie: ›Die Mannequins des Ibykus‹	88
3.	Parabel: ›Das Lächeln der Sphinx‹	91
3.1.	Die Bedrohung	93
3.2.	Die drei Fragen	95
3.3.	Die Lösung	98
3.4.	Die Erzählung als geschichtsphilosophisches Deutungsmuster im historischen Kontext	100
V	Der Gedichtzyklus ›Ausfahrt‹ (1952)	105
1.	Einleitung	105
2.	Historische Einordnung	106
2.1.	Zur frühen Lyrik im Werkkontext	106
2.2.	Zum zeitgenössischen literarischen Kontext	109
3.	Interpretationen	114
3.1.	›Vom Lande steigt Rauch auf ... (Ausfahrt)‹	114
3.2.	›Die Welt ist weit ...‹	124
3.3.	›Abschied von England‹	132
3.4.	›Paris‹	138
3.5.	›Wie Orpheus spiel ich ... (Dunkles zu sagen)‹	148
4.	Zum Zyklischen	158
VI	Erzählungen im Umkreis von ›Das dreißigste Jahr‹	164
1.	Einleitung	164
2.	Zur Rezeption von ›Das dreißigste Jahr‹	165
2.1.	Genrewechsel?	165
2.2.	Negative Rezeption?	167
3.	›Der Schweißler‹: Erzählung einer Nietzsche-Lektüre	173
3.1.	Zur Interpretation	173
3.2.	Nietzsche – Hölderlin?	182

4. ›Ein Wildermuth‹: Wahrheit und Fiktion	184
4.1. Die Erzählung als philosophisches Statement?	184
4.2. Zur Interpretation	187
VII Musik als Motiv und Zitat	212
1. Einleitung	212
2. ›Musikalisierung‹? Zu Thesen der Forschung	213
2.1. Zum Begriff der ›Intermedialität‹	213
2.2. Zum Begriff der ›Musikalisierung‹	214
2.3. ›Musikalisierung‹ im Werk Bachmanns?	215
3. Zu den biographischen Voraussetzungen	221
3.1. »Was aber ist Musik?«	221
3.2. Ein paar Daten	222
4. ›Musikalische Poetik‹?	224
4.1. ›Ton‹ und ›Lied‹. Musikalisches in der Lyrik der fünfziger Jahre	224
4.2. Die Musik→Essays‹	230
4.3. ›Enigma‹: Das Rätsel des Absoluten	241
4.4. Exkurs zum Schreiben Bachmanns als Schreiben ›nach Auschwitz‹	251
VIII Intertextualität in ›Malina‹	263
1. Einleitung	263
1.1. Zur Ordnung des Kapitels	263
1.2. Über einige Selbstkommentare der Autorin	264
2. Prolegomena zu den Analysen	278
2.1. ›Malina‹: Skizze einer Interpretation	278
2.2. Zur Ordnung der Analysen: Mögliche Funktionen von Referenzen	285
3. Zu einigen markierten Referenzen	287
3.1. Reale Texte, markierte Verweise	287
3.2. Die Musik der Altenwyls	290
3.3. Die ›Kochbuchsuche‹: »alles über alles gelesen«	291
3.4. Der ›Bibliothekstraum‹	293
4. Thematische Referenzen	295
4.1. Identifikationen des Ichs	295
4.2. Die ›Opfer der Literatur‹-Thematik	356
4.3. Zum ›Mordschauplatz Gesellschaft‹	374
4.4. Malina als »Repräsentant des Rationalitätsprinzips«?	388

5.	Strukturelle Referenzen	409
5.1.	»Störende Erinnerung« – Hölderlin	409
5.2.	Das Zeichen des Sieges? – Konstantin der Große	411
6.	Autointertextualität	413
6.1.	Zu den Referenzen auf Unveröffentlichtes	413
6.2.	Zu Referenzen auf Veröffentlichtes	414
7.	Theorie und Funktion der Intertextualität in »Malina«	417
7.1.	Die »Theorie« des Zitats im Mühlbauer-Interview	417
7.2.	Funktion von Intertextualität in »Malina«	419
IX	Bachmanns »Theorie«	424
1.	Voraussetzungen	424
2.	Zur Sprachkepsis	425
2.1.	»die Phrasen einer Zeit«	425
2.2.	Zum historischen und zeitgenössischen Kontext von Bachmanns Sprachkritik	427
2.3.	Beispiele konkreter »Floskel«-Kritik	432
3.	Literatur und Erfahrung	434
3.1.	»Verdächtige dich«	434
3.2.	Über den Zusammenhang von »Schmerz« und Erkenntnis	435
3.3.	»das Wunderbare« feststellen	438
4.	Zum »Zitat«	440
4.1.	»Wir zitieren triumphierend«	440
4.2.	»Formeln in ein Gedächtnis«	442
4.3.	»Rettung«?	443
4.4.	Aneignung: »Es gibt für mich keine Zitate«	444
X	Abschließende Bemerkungen	447
1.	Was folgt?	447
2.	Verallgemeinerungen?	447
3.	Zur Bachmann-Forschung	451
4.	Wenn es »keine Zitate« gäbe	453
Texte	457
1.	»Die Mannequins des Ibykus«	457
2.	»Glaube«	460

3. ›In memoriam Karl Amadeus Hartmann‹	461
4. ›Vor einem Instrument‹	462
Literaturverzeichnis	463
1. Texte Bachmanns	463
2. Weitere Quellen	464
3. Forschung	470
Register	495
1. Werke Bachmanns	495
2. Personen- und Werkregister	498

I Einleitung: Über die Eindeutigkeit der ›Entzifferung‹ von Zitaten

Wie oft habe ich mein Urteil über Rilke, über Hofmannsth. geändert. Beliebter Schluß daraus<, >: daß es kein objektives Urteil gibt, sondern nur ein »lebendiges«.

(Musil, *Tagebücher*: 865)

Es ging nicht ohne allerlei Trödelkram ab bei meiner Schwarzkunst des Wortes.

(*Rimbaud, Eine Zeit*: 303)

Wenn die Herausgeberinnen Christine Koschel und Inge von Weidenbaum ihrem Bachmann gewidmeten Sammelband den Titel ›Kein objektives Urteil, nur ein lebendiges‹ geben (Koschel / von Weidenbaum 1989), dann zitieren sie aus einer Reflexion Bachmanns aus ihren ›Frankfurter Vorlesungen‹:

In welcher Verlegenheit also müßte sich die [Literatur-]Wissenschaft befinden, da es kein objektives Urteil über Literatur gibt, nur ein lebendiges [...]. (IV 259)¹

Ebenso zielen die Herausgeber John Pattillo-Hess und Wilhelm Petrasch, wenn sie der Bachmann gewidmeten Aufsatzsammlung den Titel ›Ingeborg Bachmann – Die Schwarzkunst der Worte‹ geben (Pattillo-Hess / Petrasch 1993), auf Worte Bachmanns, nämlich auf eine Überlegung des erzählenden Ichs in ihrem Roman ›Malina‹:

Ich werde die richtigen Worte finden, die Schwarzkunst der Worte vergessen, ich werde schreiben mit meiner Einfachheit vor Ivan, wie die Bauernmädchen bei uns auf dem Lande an ihren Liebsten, wie die Königinnen, ohne Scham, an ihren Erwählten. (III 148)

Es ist eine häufig zu beobachtende Praxis, daß Aufsatzsammlungen und Symposien mit einem Titel versehen sind, der ein Zitat aus dem Werk des behandelten Autors, der behandelten Autorin ist. Das geschieht meist, um das Behandelte als ›typisch für die Autorin‹ mit ihren eigenen Worten zu kennzeichnen. Das implizite Urteil über das Typische scheint dann durch die Autorität der Autorin selbst gestützt.

¹ Jeder Text Bachmann wird mit Sigle oder Kurztitel zitiert. Die 1978 zuerst erschienene Ausgabe der ›Werke‹ wird mit Angabe von Band in römischen Ziffern und Seitenzahl zitiert. Zur Zitierweise siehe im übrigen das Literaturverzeichnis. – Jede im zitierten Text vorgefundene Hervorhebung – sei's Kursivierung, Fettdruck, Sperrung oder Unterstreichung – wird hier als Kursivierung wiedergegeben, wohingegen jede von mir vorgenommene Hervorhebung als Sperrung erscheint.

Bemerkenswert an den beiden angeführten Fällen ist, daß zwei Formulierungen Bachmanns, die derart als typisch ausgezeichnet werden, versteckte Zitate sind. Das blieb offenbar bei der Wahl der Titel unbemerkt. Denn hätten die jeweiligen Herausgeber diese Titel gewählt, wenn sie gewußt hätten, daß es sich gar nicht um Bachmanns eigene Worte handelt? Die oben vorangestellten Moti weisen die Quellen nach, aus denen Bachmann zitiert.

Ist das Zitieren so typisch für Bachmann, wie diese Beobachtung nahezu- legen scheint? Und stünde dies nicht im Widerspruch zu ihrer Äußerung, welche der Titel der vorliegenden Untersuchung zitiert: »Es gibt für mich keine Zitate« (GuI: 69)? Beide Fragen sind Gegenstand dieser Untersuchung. Die zweite gilt Bachmanns Reflexion der eigenen schriftstellerischen Verfahrensweise, die erste gilt der tatsächlichen Intertextualität ihres Werks. Glaubt man den einschlägigen Meinungen in der Forschung, sind Zitieren, Anspielen usw. in der Tat für Bachmanns Werk charakteristisch. Nachdrücklich wird deshalb schon früh die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Anspielungs- und Zitierweise Bachmanns eingefordert. Bereits 1976 moniert Robert Pichl in seinem Forschungsüberblick anlässlich des bevorstehenden Erscheinens der Werkausgabe, daß der »Einbau literarischer Traditionselemente in den Erzählvorgang« »unzureichend ausgewertet[]« sei (1976: 382).² Karen Achberger erklärt 1984, daß es sich in der »Fülle der Anspielungen und Verschlüsselungen« in Bachmanns Prosa um ein »bisher« in der Forschung »konsequent überangenes Moment« handele (1984: 120). Mit dem Aufkommen des Begriffs »Intertextualität« in der deutschsprachigen Philologie der achtziger Jahre wächst die Aufmerksamkeit für das mit ihm bezeichnete Phänomen, auch in der Bachmann-Forschung. So erscheint 1989 mit der Dissertation Monika Albrechts die erste Arbeit, die sich mit Bachmanns Verhältnis zu einem anderen Autor beschäftigt, wobei diese Beschäftigung noch über die Biographie der Autorin motiviert wird (Albrecht 1989). Hartmut Spiesecke kann 1993 feststellen, daß das »Auffinden von Zitaten [...] in den letzten Jahren ein Schwerpunkt der Forschung geworden« sei (1993: 202). Dirk Götttsche und Hubert Ohl bezeichnen im gleichen Jahr im »Vorwort« der von ihnen herausgegebenen Aufsatzsammlung den »intertextuell greifbare[n] »Dialog«« Bachmanns »mit der literarischen Moderne und ihrer grundlegenden Selbstreflexion« als »prägende »Konstante[]«« ihres Werks (1993: 7). Damit wird eine der prominentesten Äußerungen Bachmanns über Literatur, nämlich ihre Rede von der »Problemkonstante« eines Autors in den »Frankfurter Vorlesungen« (IV 193), für das Phänomen der Intertextualität in ihrem Werk reklamiert. Mit dem Erscheinen der Kritischen Ausgabe des »Todesarten«-Projekts 1995 ist der Forschung für das Spätwerk Bachmanns eine neue Grundlage gegeben, sowohl, was die Vergrößerung des Textmaterials an-

² Das Wort »Erzählvorgang« ist irreführend, da Pichl sich auch auf die Lyrik Bachmanns bezieht, wie an seinen Beispielen deutlich wird.

geht, als auch, was den Einblick in Zusammenhänge der Werkentstehung betrifft. Nicht zuletzt der ausführliche Sachkommentar, der viele Anspielungen und Zitate nachweist, erlaubt neue Einsichten.

Inzwischen scheint sich bei einigen Bachmannforschern schon so etwas wie Überdruß an den »berühmten« Bachmann und ...«-Titel[n]« (Weigel 1999: 195) abzuzeichnen. Den Überdruß hat das Thema selbst nicht verdient, wohl aber ein bestimmter Umgang der Forschung mit ihm. Dieser Umgang zeichnet sich zuweilen durch eine erstaunliche methodische Naivität aus. Ich zeige dies im folgenden an zwei Beispielen. Sie werden deutlich machen, daß die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der »Intertextualität«, wie immer es genau gefaßt sein mag, auch eine kritische Auseinandersetzung mit der Forschung sein muß, die ihre Ergebnisse einer Prüfung auf die Stichhaltigkeit ihrer Kriterien und Methoden hin unterzieht.

Die Schwierigkeiten der Bachmann-Forschung sind kein Zufall, sondern sind zum Teil der ungenügenden Reflexion in der Intertextualitätsforschung selbst geschuldet, was die Interpretation von intertextuellen Verweisen angeht. Es hat sich dort ein Drei- oder Vier-Phasen-Modell der intertextuellen Lektüre herausgebildet, welches das Verhalten eines Lesers, wenn er auf einen intertextuellen Bezug trifft, in etwa folgendermaßen versteht: 1. Der Leser wird beim Lesen des Textes auf einen Bezug aufmerksam; 2. er identifiziert den Prätext; 3. die Tatsache des Bezugs wird in die ursprüngliche ad-hoc-Interpretation eingebaut. Eventuell folgt ein 4. Schritt: Die Bedeutung des Prätextes wird auf den ganzen Posttext bezogen.³

Dieses Modell ist unproblematisch, wenn der Verweis auf den Prätext im Posttext ohne weiteres erkennbar ist, z.B. weil er markiert ist. Problematisch ist, daß es nicht nur die Erkennbarkeit, sondern auch das Erkennen eines Bezugs voraussetzt. Wie die beiden eingangs angeführten Fälle zeigen, geschieht dies jedoch keineswegs zu Recht. Daß in der vorliegenden Untersuchung diese Verweise be- und erkannt sind, verdankt sich der Forschung. Das Musil-Zitat weist Agnese (1996: 104) nach. Einen allgemeinen Hinweis auf Rimbaud im Werk Bachmanns gibt von Weidenbaum (1990: 216); Götsche (1991) weist die Anspielung in der Formulierung von der »Schwarzkunst der Worte« nach.

Nicht immer können solche Nachweise überzeugen, vor allem dann, wenn es sich um ein verstecktes Zitat, eine kryptische Anspielung handelt. Häufig trifft man auf Fälle, in denen man vorsichtig von dem Verdacht sprechen sollte, daß Bachmann einen bestimmten Text zitiert habe. Die Rede vom »Verdacht« drückt dabei zugleich die Unsicherheit aus, ob es sich tatsächlich um eine intertextuelle Referenz handelt. Für solche Fälle ergibt sich ein anderes Modell des

³ Vgl. Ben Porat (1976: 110–111); Holthuis (1993: 197). Drei-Phasen-Modell bei Stocker (1998: 103).

intertextuellen Lektürevorgangs: 1. der Interpret stößt in der Sekundärliteratur auf die These, ein Text zitiere einen anderen; 2. er sucht den behaupteten Prätext auf und kann die Vermutung eines Verweises nachvollziehen oder nicht; 3. er prüft die in der Sekundärliteratur vorgebrachten Argumente, die das Vorliegen des Verweises zeigen sollen und erkennt sie an oder widerlegt sie; 4. er integriert die Tatsache des Verweises in seine Interpretation oder interpretiert ohne Rekurs auf den vermuteten Verweis.

Betrachten wir das erste Beispiel; es stammt aus der erst kürzlich erschienenen Dissertation von Ulrich Schleith (1996), ›Zur Genese der Erzählinstanz in Ingeborg Bachmanns *Malina*‹. Man kann dort einer Tabelle der ›historischen Nebenfiguren‹ entnehmen, daß in dem Roman sowohl »Kaiser Konstantin I.« als auch »Sterne, Lawrence« vorkommen (ebd. 53–54). Nun weiß ich als Leser aber, daß diese beiden nicht namentlich im Roman erwähnt werden. Erschließt sich die Angabe Konstantins I. noch durch die in der Tabelle angeführten Textstellen aus ›*Malina*‹, wo nämlich ein Satz variiert wird, welcher der Legende nach an Konstantin I. gerichtet war,⁴ so bleibt Schleiths Hinweis auf Laurence Sterne zunächst dunkel. Erst bei einer gründlichen Lektüre der Arbeit, oder indem man ihr Register zur Hilfe nimmt, entdeckt man eine Anmerkung Schleiths zu einer ganz anderen Stelle, die sich als Begründung der Anführung Sternes in der Tabelle verstehen läßt:

Eine Erzählsequenz im ersten Kapitel von *Malina* schildert [...] die Begegnung der Protagonistin mit einem Taxichauffeur ohne Nase, dessen Gebrechen sie sich zu eigen macht (vgl. III 116). Die Episode spielt auf Lawrence Sternes (1713–1768) »nasenlose« Figur Tristram Shandy an [...]. (ebd. 124, Anm. 3)

Schleith genügt, wie seine Anmerkung zeigt, die Gemeinsamkeit einer Eigenschaft zweier Figuren, ihrer ›Nasenlosigkeit‹, um eine ›Anspielung‹ zu erkennen. Doch Zweifel ergeben sich an dieser These bereits ohne einen Blick in den ›*Tristram Shandy*‹. Denn erstens setzt Schleith eine der nebensächlichsten ›Nebenfiguren‹ aus Bachmanns Roman mit einer der berühmtesten Hauptfiguren der Weltliteratur in Verbindung, was die Frage nach der Funktion einer solchen Anspielung aufwirft. Zweitens stimmt es nicht, daß die »Protagonistin« sich das »Gebrechen [...] zu eigen« mache: Damit verliert die Episode in Bachmanns Text an Gewicht und wird die Frage nach der Funktion nur dringlicher. Drittens enthebt Schleith die Episode in Bachmanns Text ihres Kontexts im Roman, da die Erzählung vom »Gebrechen« des Chauffeurs einer Assoziation folgt, die von einer – anderen – Krankheit einer anderen Nebenfigur ausgeht. All dies mündet in die Feststellung, daß Schleith überhaupt nicht erklärt, welche Funktion ein solcher Verweis haben könnte. Da aber die textliche Basis der Behauptung dünn ist, das heißt: da allein aus ihr nicht bewiesen werden kann, daß über-

⁴ Siehe VIII.5.2.

haupt ein Bezug vorliegt, ist eine plausible These zur Funktion des behaupteten Verweises eine notwendige Bedingung, um für den Interpreten die Behauptung erwägenswert zu machen.

Das Problem intertextueller Referenzen liegt in vielen Fällen nicht erst darin, sie zu interpretieren, sondern darin, zuvor ihre Existenz nachzuweisen. In der vorliegenden Untersuchung wird deshalb für eine Verknüpfung dieser beiden Schritte *Nachweis* und *Interpretation* plädiert. Liegt eindeutig eine Referenz vor, so kann die Interpretation des Posttextes von diesem Faktum ausgehen. Ist die Referenz aber zweifelhaft, so muß, daß man sie annimmt, durch die Interpretation ihrer Funktion im Text motiviert werden. Erkennen und Interpretieren eines intertextuellen Bezugs sind nicht voneinander zu trennen.

Das zweite Beispiel. Es betrifft den Umgang mit einer Textstelle der Erzählung ›Das dreißigste Jahr‹ (II 94–137). Die Erzählung handelt davon, wie jemand eines Morgens aufwacht und bei der Entdeckung, daß er bald dreißig wird, erkennt, daß er keine der Möglichkeiten seines Lebens bisher genutzt hat. Er meint, daß es Zeit für ihn wird, zu entdecken, wer er eigentlich ist, und seinem Leben einen Sinn zu geben. Die Erzählung zeigt, wie dieser Jemand einiges durchprobiert. Er versucht, den Erwartungen zu entkommen, die sein früheres Verhalten geweckt hat, und den Verpflichtungen eines Lebens in der Gesellschaft. Da heißt es: »Menschlichkeit: den Abstand wahren können« (II 104). Dieser Jemand lebt für sich und vor sich hin. An dieser Stelle setzt das Folgende ein (II 105–106):

Heute war er ein anderer. Gut fühlte er sich allein, er forderte nichts mehr, trug die Wunschgebäude ab, gab seine Hoffnungen auf und wurde einfacher von Tag zu Tag. Er fing an, demütig von der Welt zu denken. Er suchte nach einer Pflicht, er wollte dienen.

Einen Baum pflanzen. Ein Kind zeugen.

Ist das bescheiden genug? Ist es einfach genug?

Wenn er sich umsähe nach einem Stück Land und einer Frau – und er kennt Leute, die das getan haben in aller Bescheidenheit –, dann könnte er um acht Uhr früh aus dem Haus und an seine Arbeit gehen, im Getriebe einen Platz ausfüllen, von den Ratenzahlungen auf Möbel und von den staatlichen Kinderzulagen Gebrauch machen. Er könnte, was er erlernt hat, monatlich in Geldscheinen bedankt sehen und sie dazu verwenden, sich und den Seinen ein ruhiges Wochenende zu machen. Er könnte den Kreislauf mitleben, mitkreisen.

Das würde ihm gut gefallen. Besonders: einen Baum zu pflanzen.

In dieser Passage fällt die Formulierung ›einen Baum pflanzen, ein Kind zeugen‹ als Programm eines erfüllten Lebens auf. Ist das ein Sprichwort, eine Redewendung, ein Zitat? Und wie geht ein Interpret dieser Frage nach, um zu entscheiden, ob ihre Antwort wichtig für die Interpretation ist?

Die Befragung der einschlägigen Zitäten- und Redensartenlexika ergibt nichts. Meine Umfrage im Bekanntenkreis ergibt ein vages Wiedererkennen

von etwas Sprichwortartigem, das aber eigentlich dreigliedrig sei, in etwa: Ein Mann müsse in seinem Leben ein Haus bauen, einen Baum pflanzen, ein Kind zeugen – so auch meine eigene Intuition. Vielleicht handle es sich dabei um einen Spruch Luthers. Ein anderes Votum will in der fraglichen Phrase ein chinesisches Sprichwort erkennen, das dritte Glied sei: ein Buch schreiben. Eine Quelle aber weiß niemand anzugeben.

Befragen wir die Forschung. Zwei Interpreten wissen etwas zu dieser Stelle zu sagen. Regina Pecksen stellt fest, daß der Protagonist »aus einem Zustand der Reflexivität heraus erstmals zu einem Lebensentwurf ansetzt«, und »dieser Lebensentwurf ist literarisches Zitat – ein Zitat aus Kleists Brief an seine Schwester Ulrike vom Mai 1799« (1991: 181). Pecksen folgert:

Somit wäre der Handlungsentwurf in Bachmanns Erzählung nicht gewonnen aus lebendigen, inneren, eigenen Motivationsstrukturen heraus, sondern entsteht im fiktiven Nachvollzug einer anderen literarischen Identität in ähnlich vermittelungsloser Lage. (ebd. 181–182)

Pecksens Formulierung von »literarischer Identität« ist motiviert durch ihren Deutungsansatz, der aus der Literatur eines Schriftstellers eine »literarische Identität« extrahiert. Bemerkenswert scheint auf den ersten Blick die Eleganz der angebotenen Deutung, die davon ausgeht, daß nicht nur der Inhalt des Zitats, sondern der Vorgang des Zitierens selbst bedeutsam ist. Aber worin genau besteht der Bezug zum Prätext, den Pecksen vermutet?

Bei der Textstelle, auf die sich Bachmann offensichtlich bezieht, handelt es sich um eine Aufforderung Heinrich von Kleists an seine Schwester, worin er ihr Argumente zu liefern sucht, sich in ein bürgerliches Frauenleben zu fügen, was diese hartnäckig verweigert [...]. Diese Überlegung folgt aus Kleists eigener Perspektive des bindungslosen Mannes, und er phantasiert, in Übertragung auf Ulrike, diese Möglichkeit des Verweigns traditioneller gesellschaftlicher Rollen auch für sein eigenes Leben als Erfahrung schmerzlichen Versäumens durch [...]. (ebd. 182)

Als Beleg zitiert Pecksen ebenda aus dem Brief Kleists die folgende Stelle:

Gesetzt, es wäre Dein Wille, Dich nach der Rückkehr von Deiner Reise irgendwo in einer schönen Gegend mit Deinem Vermögen anzukaufen. Ach, dem Landmann ist ein Gatte unentbehrlich. [...] Da fehlen Trost und Hülfe in Widerwärtigkeiten, da ist er in Krankheiten ohne Wartung und Pflege, da sieht er sich allein stehen in der weiten lebendigen Natur, er fühlt sich unvermißt und unbeweint, wenn er an den Tod denkt. Und selbst wenn seine Bemühungen gedeihen und seine Früchte wuchern, – wo will er hin mit allen Erzeugnissen der Natur? Da fehlen ihm Kinder, die sie ihm verzehren helfen, da drückt er wehmütig fremde Kinder an seine Brust und reicht ihnen von seinem Überflusse. (Kleist, Briefe: 40)

Dieses Zitat genügt für Pecksen als Beweis, daß Bachmann Kleist »offensichtlich« »zitiert«. Es bleibt dem Leser überlassen, den Zusammenhang im einzelnen herzustellen, etwa die ähnliche Art wahrzunehmen, in der im Brief Kleists und in Bachmanns Erzählung die Motive Pflanzen und Fortpflanzen (Baum

pflanzen, Kind zeugen) behandelt werden. Bei Bachmann ist das »dienen« genannt und als Einordnung in gesellschaftliche Rollenmodelle aufgefaßt. Bei Kleist geht es um den Dienst an der Menschheit bzw. an sich selbst, da es dem eigenen Telos zu entsprechen gilt und für Ulrike von Kleist folglich ihrem Telos als Frau. Das schreibt Kleist freilich nicht an sich selbst, sondern eben seiner Schwester. Pecksen sieht diesen Einwand aufgehoben in ihrer These, daß Kleist »aus seiner eigenen Perspektive des bindungslosen Mannes« schreibe; darum scheint sie davon ausgehen zu wollen, daß er sich selbst meine. – Kleist argumentiert mit der ihm von der Vernunft aufgenötigten Erkenntnis; der Protagonist des ›Dreißigsten Jahrs‹ hingegen wird ›demütig‹. Zusammengefaßt: Es gibt Ähnlichkeiten zwischen beiden Texten, aber sie sind vage und nötigen nicht von sich aus zum Bezug. Pecksens Rede von der ›Offensichtlichkeit‹ des Bezugs ist nicht nachvollziehbar. Sehen wir nun noch einmal auf Pecksens Deutung, dann fällt auf, daß erstens der Inhalt des Kleistbriefes für diese kaum eine Rolle spielt und zweitens das Verhältnis eines ›literarischen‹ – nämlich in Bachmanns Erzählung – zu einem echten – dem von Kleist brieflich formulierten – ›Lebensentwurf‹ unbedacht bleibt. Pecksen behandelt das autobiographische Zeugnis Kleists und die Erzählung Bachmanns beide als Ausdruck der ›literarischen Identität‹ ihrer Autoren, so daß der Unterschied zwischen der Fiktion der Erzählung und der Realität des Briefes keine Rolle spielen kann. Damit wirft der Deutungsvorschlag von Pecksen »offensichtlich« mehr Fragen auf, als er beantwortet.

In Pecksens Deutung kommt jener Ausdruck, welcher eigentlich einen Prätext vermuten läßt, gar nicht vor, nämlich die in der Erzählung so prägnante Formulierung »Einen Baum pflanzen. Ein Kind zeugen«. Peter Beicken bemerkt zu genau dieser Stelle lapidar, es handele sich darin um ein »fast wörtliches Zitat aus Heinrich von Kleists Brief an seine Braut vom 10. Oktober 1801« (1988: 168). Er zitiert diesen Brief nicht selbst und gibt auch keine Interpretation des vermuteten Bezugs, so daß es uns überlassen bleibt, der gelegten Spur zu folgen. Was steht in diesem Brief Kleists?

Kleist schreibt an seine Verlobte Wilhelmine von Zenge: »Ein großes Bedürfnis ist in mir rege geworden, ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist dieses, *etwas Gutes zu tun*« (Kleist, Briefe: 266). Er fragt sich, wo man am meisten ›Gutes tun‹ könne: an einer wichtigen Position, im Dienste des Staates? »Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußern, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgendein konventionelles Verhältnis der Welt zu passen« (ebd. 267). Dann legt er seiner Braut dar, welche Möglichkeiten ihm aufgrund seiner ›inneren Vorschrift‹ verschlossen sind, als da wären: Bücher für Geld zu schreiben, dem König zu dienen, ein Amt zu übernehmen. Er folgert:

Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Notwendigkeit führen. – Weißt Du, was die alten Männer tun, wenn sie 50 Jahre lang um Reichtümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Herd nieder, und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst, nennen sie sich weise. – Sage mir, könnte man nicht klüger sein, als sie, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? – Unter den persischen Magiern gab es ein religiöses Gesetz: ein Mensch könne nichts der Gottheit Wohlgefälligeres tun, als dieses, ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen, und ein Kind zu zeugen. – Das nenne ich Weisheit, und keine Wahrheit hat noch so tief in meine Seele gegriffen, als diese. (ebd. 269)

Dann schreibt Kleist ebenda vom ›unseligen Ehrgeiz‹, und daß er noch genug Vermögen habe, um in der Schweiz einen Bauernhof kaufen zu können. Es fehle ihm, um die Forderung seiner Vernunft erfüllen zu können, nur noch das Einverständnis seiner Verlobten mit dem Plan. Wilhelmine von Zenge hat auf dieses Ansinnen wohl abschlägig geantwortet, unter anderem mit dem Argument, sie wolle nicht so weit weg von ihrem Elternhaus wohnen. Fast zwei Monate später nämlich, am 2. Dezember 1801 schreibt Kleist ihr: »laß uns beide Deinen letzten Brief vergessen« (ebd. 280); er glaube noch an ihre innige, wenn auch nicht hohe Neigung zu ihm, und es stehe ja schon in der Bibel: »Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne anhangen« (ebd. 281). Der Verweis auf die Autorität der Heiligen Schrift ist allerdings hier eine Argumentationsstrategie, die fehlschlägt. Denn an der gemeinten Stelle (1Mo 2,24), steht kein »du sollst«, und es ist auch nicht von der Frau die Rede, die ihrem »Manne anhangen« werde. Vielmehr heißt es dort: »Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seiner Frau hängen, und sie werden ein Fleisch sein.«

Zurück zu Bachmanns Erzählung. In Kleists Brief ist die oben von mir hervorgehobene markante Stelle, auf die Bachmanns Erzählung sich beziehen könnte, selbst als ein Bezug auf einen Prätext ausgegeben, nämlich als Anführung eines ›religiösen Gesetzes‹ von ›persischen Magiern‹. Daß Kleist ausdrücklich darauf hinweist, dient in ähnlicher Weise der Argumentation wie der Verweis auf die Bibelstelle im späteren Brief. Er beruft sich damit auf eine unabhängige Autorität in Fragen der Lebensführung, die seine Ausführungen bestätigt (oder im Falle des Pseudo-Bibelzitats zu bestätigen scheint). In Bachmanns Erzählung wird der markante Satz ebenfalls als ein Konzept eines gelingenden Lebens angeführt, wenn auch nicht ausdrücklich auf einen Prätext verwiesen wird. Von dieser direkten Parallele zwischen der Erzählung und Kleists Brief abgesehen, sind auch die übrigen Ähnlichkeiten zwischen beiden größer als bei dem von Pecksen angebotenen Prätext. In Kleists Brief an Wilhelmine von Zenge geht es um sein eigenes Leben; der Entwurf des Landlebens ist positiv gemeint. Was für Wilhelmine von Zenge wie ein Ausstieg aus der Gesellschaft wirken muß, ist für Kleist der Versuch, »etwas Gutes zu tun«, noch innerhalb der Gesellschaft, aber an ihrem Rand. Das läßt sich der ›demütigen‹ Haltung des Protagonisten der Erzählung vergleichen und seinem Wunsch zu ›dienen‹. Fast ist man versucht, die Feststellung, der Protagonist kenne solche, die sich

nach einem Stück Land und einer Frau umgesehen hätten, auf Kleist zu beziehen und damit als eine Art von Markierung des Bezugs zu lesen. Man läse Kleists Brief dann als realen Lebensentwurf, auf den sich der Protagonist von Bachmanns Erzählung beziehen kann.

Was Kleists Biographie angeht, reicht diese Vermutung allerdings nicht hin, denn Kleist reiste zwar wie angekündigt in die Schweiz, kaufte aber mitnichten einen Bauernhof und wurde Landmann, sondern mietete sich in einem Häuschen ein und schrieb an seinem ›Robert Guiscard.‹⁵ Ist also die Pointe des Bezugs, daß in der Erzählung ein gescheiterter Lebensentwurf herbeizitiert wird? Davon ist in Bachmanns Erzählung nichts zu sehen. Auch für diesen Brief Kleists ist dunkel, warum Bachmann auf ihn anspielen sollte und welche Funktion eine solche Anspielung haben könnte. Es bleibt der auffällige Satz, das »religiöse Gesetz«, das Kleist ›persischen Magiern‹ zuschreibt.

Der Kommentar der von mir verwendeten Kleist-Ausgabe bemerkt zu dieser Stelle, die früheste bekannte Formulierung finde sich in den ›Persischen Briefen‹ Montesquieus von 1721, einem im 18. Jahrhundert sehr bekannten Text. Im 119. dieser Briefe antwortet Usbek, ein durch Frankreich reisender Perser, seinem Neffen Rhedi auf die Frage, warum die Welt im Vergleich zu früher so dünn besiedelt sei:

Die alten Perserkönige hatten nur deswegen so viele Untertanen, weil, nach der Glaubenslehre der Magier, ein Kind zu zeugen, ein Feld zu bebauen und einen Baum zu pflanzen, die gottgefälligsten Taten sind. (Montesquieu, Perserbriefe: 208)

Das könnte Kleists Quelle gewesen sein, obwohl er das ›Gottgefälligste‹ in einer anderen Reihenfolge notiert. Auch Montesquieu verwendet diesen Satz schon als eine Art ›Weisheit‹, nämlich als »Glaubenslehre« und damit als bekannten und allgemein anerkannten Satz. Der Aufklärer Montesquieu führt ihn allerdings ironisch gebrochen an, denn die Verkündung des ›Gottgefälligsten‹ entpuppt sich unter seinem Blick als Mittel der Regierung. Die Religion wird von der Politik in Dienst genommen.

Es ist der Sprichwortcharakter dieses Satzes, auf den es Bachmann ankommt. Ihm eignet ein normativer Gehalt, der seine Autorität aus seiner Akzeptanz, aus seinem Weitergesagtwerden schöpft. Damit kann der Satz einen akzeptierten, gültigen Lebensentwurf zusammenfassen. Daß dieser Lebensentwurf des Jemand aus dem ›Dreißigsten Jahr‹ nicht der Kleists ist, daß Kleists Bild ihm nicht als Vorbild dienen kann, scheint mir keiner Diskussion bedürftig. »Er wollte dienen«, ist vom Protagonisten der Erzählung gesagt, und die Sätze »Einen Baum pflanzen. Ein Kind zeugen« sind Ausführung und Bestärkung dieses Dienens; die sprichwortartige Formulierung verbürgt die Gültigkeit solchen Entwurfs.

⁵ Vgl. Wichmann (1988: 56–60).

Fazit: Auf keine der beiden Kleist-Briefstellen nimmt Bachmann an dieser Stelle der Erzählung Bezug. Denn die fragliche Stelle läßt sich weitaus überzeugender interpretieren, wenn man die markanten Sätze als sprichwortartige versteht, die ihre Autorität nicht aus einer einzigen Quelle, sondern aus ihrer Allgemeinheit beziehen, und das heißt auch: eben daraus, daß sie Sätze der Überlieferung, doch unbestimmter Herkunft sind. Wohl aber könnte der Brief Kleists an Wilhelmine von Zenge Bachmann als Quelle gedient haben, übrigens ebenso wie die ›Perserbriefe‹ Montesquieus. Daß Bachmann genau diesen Brief Kleists schon kannte, während sie an ›Das dreißigste Jahr‹ schrieb, geht aus der ersten ihrer ›Frankfurter Vorlesungen‹ hervor, in der sie aus ihm zitiert (IV 187). In ihrer Bibliothek ist eine Ausgabe von Kleists Werken nachgewiesen.⁶ Auch Montesquieus ›Perserbriefe‹ sind in ihrer Bibliothek enthalten, und zwar sogar in einer französischen und einer deutschen Ausgabe.⁷

Die beiden Beispiele illustrieren, inwiefern das Konzept der Intertextualität und das von ihm gemeinte Phänomen der Reflexion bedarf. Gelten die bislang vorliegenden theoretischen Konzepte und Typologien von Intertextualität den bereits erkannten Bezügen eines Texts auf Prätexte, deren Typen und Funktion sie zu bestimmen suchen, so geht diese Untersuchung davon aus, daß eine wesentliche Schwierigkeit darin besteht, intertextuelle Bezüge überhaupt zu erkennen bzw. die Behauptung eines Lesers, es liege ein Bezug vor, kritisch zu prüfen. Im folgenden zweiten Kapitel gilt es entsprechend, nachdem die wesentlichen Positionen der Forschungsdiskussion um das Konzept Intertextualität skizziert werden, heuristische Kriterien für das Vorliegen eines Bezugs zu entwickeln. Diese Kriterien sind aus mindestens zwei Gründen eine notwendige Bedingung für die analytische Arbeit am Werk Bachmanns, soweit sie seine Intertextualität betrifft. Denn erstens ist die kaum überschaubare Forschungsliteratur zum Werk Bachmanns reich an mehr oder minder überzeugenden Thesen zum intertextuellen Gehalt der Werke. Auch dieses haben die beiden oben entwickelten Beispiele gezeigt, und an ihnen wird deutlich, daß der Forderung von Kriterien neben dem textanalytischen Interesse zugleich ein forschungskritischer Impetus eignet. Zweitens weist Bachmanns Werk zahlreiche verborgene, das heißt: nicht markierte intertextuelle Bezüge auf. Wenn die Markierung eines intertextuellen Bezugs im Text dazu dient,

⁶ Es handelt sich um: Heinrich von Kleist, ›Gesammelte Werke in vier Bänden‹, hg. von Heinrich Deiters, Berlin 1955. Nachgewiesen im Sachkommentar (TP III.2: 952).

⁷ Nach Pichl, Katalog, besaß Bachmann sowohl: Charles de Montesquieu, ›Pages Choisies I. Lettres persanes – considérations ...‹, hg. von C.A. Fusil, Paris 1934, als auch: ›Persische Briefe‹. Mit einem Nachwort von Herbert Dieckmann, Frankfurt am Main und Hamburg 1964. Als Bachmann an ›Das dreißigste Jahr‹ arbeitete, kann sie von diesen beiden – wie an den Publikationsdaten erkennbar – nur die französische Ausgabe besessen haben. Zum Erkenntniswert von Bachmanns Bibliothek siehe III.5.

daß der Leser ihn realisiert, so wirft ein vermuteter nichtmarkierter intertextueller Bezug das Problem auf, wie sein Vorliegen nachvollziehbar gezeigt werden kann.

Das dritte Kapitel sucht das Verhältnis von ›Einfluß‹ und ›Bezug‹ zu reflektieren und einen systematischen Überblick zu geben sowohl über die Fülle der für Bachmanns dichterisches Werk reklamierten Einflüsse und Bezüge als auch über die Forschung.

Vor dem Hintergrund der Leitfrage nach der Intertextualität in ihrem Werk ist es mein Hauptinteresse, etwas über einzelne dichterische Texte Bachmanns zu erfahren. Die Textauswahl folgt dabei erstens der Forschungssituation, indem sie einerseits bislang wenig beachtete Texte z. B. aus dem Frühwerk Bachmanns wählt, andererseits einen häufig behandelten Text wie den Roman ›Malina‹ untersucht, weil die Auseinandersetzung in der Forschung zu Zitat und Anspielung in ihm bestenfalls ›lückenhaft‹ genannt werden darf. Zweitens entspringt die Orientierung der Textauswahl an der Werkchronologie der Erwartung, es möchte sich beim Umgang der Autorin mit Anspielung, Zitat usw. in ihrem Werk eine Entwicklung zeigen. Drittens gehorcht die Textauswahl meinen Neigungen und ist in diesem Sinne willkürlich; das gilt besonders für philosophische Schwerpunkte und das Musik-Kapitel.

Die in den Kapiteln IV bis VIII behandelten Texte sind werkchronologisch geordnet und entstammen verschiedenen Werkphasen, von den frühesten veröffentlichten Erzählungen und Gedichten Bachmanns im vierten und fünften Kapitel über die Erzählungen aus dem Umkreis des ›Dreißigsten Jahrs‹ im sechsten Kapitel bis hin zum Spätwerk des ›Todesarten‹-Projekts, in dessen Mittelpunkt der Roman ›Malina‹ steht, im achten Kapitel. Das siebte Kapitel ist dem Motivraum der Musik bis hin zu ›Malina‹ in Bachmanns Werk als einem Sonderfall ›intertextueller‹ Referenz gewidmet und folgt damit einer eigenen Logik. Die Absonderung dieses Motivraums ist dabei durch die These in der Forschung nahegelegt, daß Bachmann eine ›musikalische Poetik‹ (Spiesecke) vertrete, daß also die Verweise auf Musik im Werk eine poetologische Dimension besäßen.

Da Bachmann sich in Gesprächen und Interviews, in den ›Frankfurter Vorlesungen‹ und anderen Schriften zu ihrem theoretischen Verständnis des Zitierens und des Umgangs mit ›vorgefundener Sprache‹ geäußert hat, widmet sich das neunte Kapitel ihrer ›Theorie‹ des Zitierens, sofern sich eine solche aus den verstreuten Äußerungen konstruieren läßt. Es wird zeigen, daß diese ›Theorie‹ zu ihrem eigenen Umgang mit fremden Texten in Widerspruch steht. Das gilt insbesondere für die in ihrem Satz ›Es gibt für mich keine Zitate‹ zusammengefaßte ›Aneignungstheorie‹ der Intertextualität. – Die Auseinandersetzung mit der ›Theorie‹ folgt den Textanalysen nach, um der Gefahr zu entgehen, die Texte bereits mit der Brille der ›Theorie‹ zu lesen und Bachmann mit Bachmann zu interpretieren (oder zu widerlegen).

Das zehnte und letzte Kapitel faßt die Ergebnisse der Analysen in zweierlei Hinsicht zusammen. Was das Werk Bachmanns angeht, so stellt sich hier die Frage nach der Entwicklung einer ›intertextuellen Schreibweise‹. Was die Forschung angeht, werden dem kritischen Impetus der Untersuchung gemäß die wesentlichen Fehler bei der Analyse von Intertextualität gekennzeichnet und mit den in den ersten Kapiteln entwickelten Kriterien in Beziehung gesetzt. In einem letzten Abschnitt kehrt die Arbeit zur Theorie der Intertextualität zurück und prüft die Frage, welche Folgen es hätte, wenn Bachmanns Satz »Es gibt für mich keine Zitate« wahr wäre.

II Intertextualität: Über die Grenzen eines Begriffs

Im Grunde ist alles, was gesagt wird, zitiert [...].
(Bernhard, *Geben*: 22)

Nicht alles, was gesagt wird, ist zitiert.
(Stocker 1998: 13)

I. Die Verspätung in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft

Als 1978 Jeanine Parisier Plottel in ihrer Einleitung der dem Konzept »Intertextualität« gewidmeten Sondernummer des ›New York Literary Forum« schreibt, »Intertextuality is a fashionable word in academic literary circles« (1978: xiv), da ist das ›modische Wort« und das bezeichnete Konzept in den deutschsprachigen ›akademischen Zirkeln« noch nicht angekommen – immerhin fast ein Dutzend Jahre, nachdem Julia Kristeva das Wort erfunden hat. Dabei wäre das Klima günstig gewesen. Ab Ende der sechziger Jahre beginnt man in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft, sich Anregungen aus anderen Geistes- und Gesellschaftswissenschaften zuzuwenden. »Methoden-gläubigkeit und Traditionskritik lösten Kunstideologie und Methodenfeindschaft ab«, faßt rückblickend kritisch Christa Bürger den »Paradigmenwechsel« zusammen (1993: 5).¹ »Kunstideologie und Methodenfeindschaft«, das meint die Nachkriegsgermanistik eines Wilhelm Emrich, Wolfgang Kayser, Emil Staiger oder Benno von Wiese (ebd. 4) und ihre Vorstellung von der Autonomie des Textkunstwerks, welcher die ›Methode« der ›werkimmanenten Interpretation« entspricht.² Was ihre Arbeitsweise für den Umgang mit dem Phänomen Intertextualität bedeutet, läßt sich beispielhaft ablesen am Titel von Staigers Aufsatz ›Entstellte Zitate« (Staiger 1955). Die dem Attribut ›entstellt« implizite Wertung zeigt, daß für Staiger das Zitat wesentlich Teil des Werks ist, aus dem es stammt. Eine verarbeitende Aufnahme, die den Wortlaut ändert, ist eine ›Entstellung«. Wie könnte ein Dichter solche Entstellung rechtfertigen? Staiger erkennt in Brentanos Umgang mit einem Goethezitat und in

¹ Von einem »Paradigmenwechsel« in der Literaturwissenschaft Ende der sechziger Jahre schreibt auch Holthuis (1993: 12). Jost Hermand zeigt, wie sich mit den Methoden auch das wissenschaftliche Interesse vom klassisch-romantischen paradigmatisch ›autonomen« Text – zeitgleich mit der Wiederentdeckung einer Geschichte der Germanistik selbst – verschiebt hin zu »liberalen, demokratischen, auf eine publizistische Öffentlichkeit hindrängenden« Texten aus Aufklärung, Vormärz, Naturalismus u. a. (1994: 146–147).

² Zur ›werkimmanenten Interpretation« vgl. Danneberg (1996); zu Emil Staiger im Besonderen vgl. Böschstein (1996).

Arnims Umgang mit einem Gryphiuszitat vor allem ein Moment der ›Aneignung‹:

Wer zitiert, nimmt etwas auf, das ihm gemäß ist, das ihm gefällt. [...] Das Zitat verwandelt sich unmerklich, bis es dem eigenen Denken, der eigenen Phantasie, zumal dem eigenen Rhythmus entspricht [...] und der gewohnten Bewegung des Zitierenden kaum mehr widerstrebt. Es wird in Wahrheit *angeeignet* [...]. (ebd. 162)

Damit bietet Staiger eine Erklärung der Gestalt der besprochenen Zitate an, aber keine Interpretation. Diese Feststellung bedeutet nicht, daß seine Erklärung falsch wäre. Hält man ihm jedoch mit Böschstein entgegen, daß »[d]iese Fundamentalität als Ansatz zur Betrachtung von Literatur [...] uns nicht nur von deren Geschichte, sondern auch von den intertextuellen Relationen [entfernt], die ja jedem literarischen Zeugnis eingeschrieben sind« (1996: 272–273), so zweifelt man, ob die Kunstauffassung Staigers, die seiner bevorzugten Beschäftigung mit Texten aus Klassik, Romantik und der griechischen Antike angemessen sein mag, anderen literarischen Epochen gerecht zu werden vermöchte.³

Hinter solchem Zweifel steht die These, daß in der ›modernen‹ Literatur das Zitat und andere Text-Text-Beziehungen eine neue Qualität haben. Während Staiger über die ›Entstellung‹ von Zitaten am Beispiel romantischer Texte handelt, schreibt Hugo Friedrich fast zeitgleich in seinem einflußreichen Buch ›Die Struktur der modernen Lyrik‹ (1956) davon, daß das ›moderne‹ Gedicht die Sprache nicht mehr als romantisches Medium der Welterkenntnis behandle, sondern als Werk- und Spielzeug, dem das Schon-Geschriebene zum Materialvorrat wird:

Die moderne Lyrik ist reich an Versen, die ein universales dichterisches, mythisches und archaisches Gut mitklingen lassen. [...] Solche Übernahmen, Anspielungen und Zitate sind geisterhafte, wahllos herangeholte Reste einer geborstenen Vergangenheit. Sie mögen als Synthese gemeint sein. Ihre Wirkung aber ist die der Montage und des Chaos. Sie gehören [...] zum Stil der Beliebigkeit, der Inkohärenz, des Ineinander-schiebens von allem mit allem. (1985: 167–168)

Neben romanischen und angloamerikanischen Dichtern behandelt Friedrich in der deutschsprachigen Literatur vor allem Gottfried Benn. Letzterer hat die Rezeption der lyrischen Moderne in seiner Rede ›Probleme der Lyrik‹ 1951 für die literarische Nachkriegsöffentlichkeit im deutschen Sprachraum exemplarisch nachgeholt. Diese Rede ist »für die junge lyrische Generation eine *Ars poetica*« geworden, urteilt Hans Bender schon 1955 über den enormen Einfluß,

³ Daß Staiger im Übersehen der Moderne für seine Generation als beispielhaft gelten darf, dazu vgl. Hermand (1994: 141–142) und VIII.4.3.1.2. Vgl. auch den Forschungsüberblick zum Zitat in der deutschsprachigen Lyrik seit 1945 bei Beyer (1975: 3–6), in dem sich der zögerliche Umgang der Literaturwissenschaft mit der jüngsten Literatur niederschlägt.

den sie auf die Generation der Bachmann gehabt hat.⁴ Benn führt in der Rede das Sprachmaterial vor, das dem »Ich von heute« zur Verfügung steht und das es zu nutzen habe:

Ich von heute, der mehr aus Zeitungen lernt als aus Philosophien, der dem Journalismus näher steht als der Bibel, dem ein Schlager von Klasse mehr Jahrhundert enthält als eine Motette [...]. (Benn III: 524)

Denn das »moderne Gedicht« antwortet nach Benn auf die Situation der Zeit, insbesondere auf die geistige Verfassung des Subjekts in der Gegenwart. Noch deutlicher schreibt er in seiner Autobiographie »Doppelleben« (1950):

Der Mensch muß neu zusammengesetzt werden aus Redensarten, Sprichwörtern, sinnlosen Bezügen, aus Spitzfindigkeiten, breit basiert –: *Ein Mensch in Anführungsstrichen*. (Benn II: 471)⁵

Auf Benn trifft Friedrichs Feststellung von der »Heimatlosigkeit des geschichtlichen Raums« der Sprache (Friedrich 1985: 168) durchaus zu. Die »heutige« Befindlichkeit eines (lyrischen) Ichs übersetzt für Benn die Geschichte ins Zitat und den Inhalt in die Form des Zitierens.

Damit ist eine Theorie der Intertextualität im »modernen Gedicht« als eines artistischen Spiel- und Kunstmittels von einer überragenden Erscheinung der deutschsprachigen Nachkriegslyrik formuliert. Diese Theorie entspricht dem modernen Epochenbewußtsein des weltgewandten Künstlers und läßt sich als artistische Spiegelung der »Sprachenvielfalt« der Gegenwart verstehen. Die so verstandene Moderne ist bezeichnenderweise kaum Gegenstand von Analysen in der zeitgenössischen Germanistik. Zugespitzt formuliert steht dem Modernitätsbewußtsein eines Benn die Antimodernität der deutschsprachigen Literaturwissenschaft gegenüber – und die Antimodernität einer Reihe von Autoren (und Kritikern) der älteren Generation, etwa in der Dichtung von Carossa oder R. A. Schröder.⁶

Zwischen diesen beiden Polen der weltliterarisch-artistischen Moderne Benns und der national-klassischen Antimodernität Staigers oder Schröders, deren Kunstkonzeptionen bemerkenswerterweise die Züge der Autonomie und des »Monologischen« gemeinsam haben, ist allerdings Platz für ein weiteres

⁴ So Bender (1955: 9) im Vorwort zur Anthologie »Mein Gedicht ist mein Messer«.

⁵ Ähnlich schreibt zwanzig Jahre später Roland Barthes (1987: 14) (über den Leser) in »S/Z« von den »Codes, die mich zusammensetzen«. Vgl. zu Barthes Clayton / Rothstein (1991a: 21–23), die betonen, daß die in »S/Z« demonstrierte »intertextuelle Lektüre« bei weitem nicht so radikal ist wie die dort vertretene Theorie.

⁶ Vgl. Friedrich (1985: 10). – Schröder schreibt 1947 im »Mercur« »Vom Beruf des Dichters in der Zeit«. Er formuliert programmatisch, daß, wer »über Grundfragen der Existenz mit sich ins Reine kommen« wolle, von den Akzidentien der Zeit absehen müsse (Beruf: 865). Unter Berufung auf Homer und Goethe kommt er zu dem Schluß, das »innerste Wesen aller Kunst [sei] Trost über die Vergänglichkeit des Daseins« (ebd. 871).

Verhalten zur Sprache: nämlich für eine Literatur, welche die Sprache »von heute« aufnimmt, ohne sie aus ihrem Kontext zu lösen, und welche keineswegs »an niemanden gerichtet« ist (Benn III: 529). Zu denken ist etwa an die gesellschafts- und medienkritische, ebenso traditions- wie gegenwartsbewußte Lyrik der jungen Hans Magnus Enzensberger und Peter Rühmkorf in den späten fünfziger Jahren, an Bertolt Brecht, an Paul Celans »dialogische« Lyrik – und, natürlich, an Ingeborg Bachmann.⁷ Bei ihnen und anderen wird die deutschsprachige Literaturwissenschaft, als sie sich in den siebziger Jahren verstärkt der unmittelbaren Vergangenheit zuwendet, auf intertextuelle Phänomene aufmerksam, was sich in einer steigenden Zahl von Arbeiten spiegelt.⁸ Man ist sich, mit den Worten Neumanns, darin einig, »daß in der Literatur des 20. Jahrhunderts Zitate und Anspielungen in besonderer Häufigkeit vorkommen« (Neumann 1980: 293) und außerdem »das Zitieren [...] historisch eine neue Qualität erhalten« habe (ebd. 295).⁹ Diese »neue Qualität« besteht nicht nur im neuen Materialbewußtsein der Autoren, sondern auch in den veränderten Rezeptionsbedingungen für die Leser. Die immer schon vorhandene »Freiheit des Lesers« (Maurer 1977: 487), welche die Rezeptionsforschung in den siebziger Jahren neu entdeckt, und der »Leser als Mitschöpfer« (ebd. 486) scheinen von den Autoren überfordert zu werden. So kommt Neumann zu dem Schluß,

daß eine wachsende Zahl von Lesern immer weniger fähig ist, diesen vielen, offenbar allzu vielen Anspielungen und Zitaten zu folgen. (1980: 293)

Wenn allerdings Neumann diese Feststellungen im Rahmen seines Nachdenkens »Über die Wünschbarkeit einer Theorie des Zitierens« trifft, dann weist das nicht nur auf den Reflexionsbedarf in der Literaturwissenschaft im Jahre 1980 hin, sondern auch auf die mangelnde Rezeption von Arbeiten aus dem romanischen und angelsächsischen Sprachraum. Die setzt in den achtziger Jahren um-

⁷ Vgl. die von Beyer (1975) in ihre Untersuchung zum Zitat in der deutschen Lyrik nach 1945 einbezogenen Autoren, neben den genannten u.a. Krowlow, Fried und Heißenbüttel.

⁸ Vgl. Adel (1972); Beyer (1975); Klotz (1976).

⁹ Man versteht Neumann wohl recht, wenn man die »historisch neue Qualität« des literarischen Umgangs mit Fremdmaterial als »modern« deutet, wie schon Friedrich das tut. Gegenwärtig ist die Tendenz zu beobachten, insbesondere kryptisch-spielerisches Anspielen als »postmodernes« Stilmittel aufzufassen. Hoesterey betont, daß »eine bestimmte Struktur poetischer Texte der Amerikanistik als postmodern gilt, während dasselbe Stilelement in der Germanistik und auch Romanistik für typisch modern angesehen wird« (1988: 130). Pfister schlägt präzisierend vor, Intertextualität dann als »postmodern« anzusehen, wenn sie »conceived and realized within the framework of a poststructuralist theory of intertextuality« sei, was bedeute, daß sie »foregrounded, displayed, thematized and theorized as a central constructional principle« sei (1991: 214). Aber wie kann etwas als »central constructional principle« ausgegeben werden, was im Sinne »poststrukturalistischer« Theorie (Barthes, Kristeva) notwendig Textualität ausmacht?

so nachdrücklicher ein. Die eingangs dieses Kapitels so genannte ›Verspätung‹ der deutschsprachigen Literaturwissenschaft erklärt, daß Heinrich F. Plett ›Intertextualität‹ 1988 – über 20 Jahre nach der Erfindung des Begriffs – »the latest fashion« nennen kann (1988: 313). Seitdem sind Wort und Begriff im literaturwissenschaftlichen Diskurs längst angekommen. Kaum ein fachwissenschaftliches Lexikon kommt mehr ohne dieses Lemma,¹⁰ kaum eine ›Einführung in die Literaturwissenschaft‹ ohne einen Artikel zum Thema oder wenigstens eine Erwähnung aus.¹¹ Abschlußarbeiten,¹² Dissertationen¹³ und Symposien¹⁴ widmen sich dem »Text im Text« (Hassler 1997); im Sommersemester 2000 findet an der Universität Göttingen eine Vorlesung »Intertextualität« statt. All dies dokumentiert die Aufnahme des Konzepts in den literaturwissenschaftlichen Diskurs hiezulande. Doch belehrt ein Blick in die Handbücher und Lexika zugleich darüber, daß die theoretische Diskussion »zum Stillstand gekommen« ist, wie Burkhard Moennighoff es in der genannten Vorlesung formuliert hat; Gerda Hassler behauptet 1997 gar schon das »Verbrauchen eines Begriffs« (1997a: 11).

Im folgenden geht es darum, einen Mangel in der bisherigen Diskussion des Konzepts aufzuzeigen und ihm theoretisch zu begegnen. Er wurde unübersehbar bei dem Versuch, ›Intertextualität‹ als heuristisches Konzept für die Analy-

¹⁰ Vgl. z.B. die Artikel in ›Sachwörterbuch der Literatur‹ (Wilpert 1989: 417); ›Metzler-Literatur-Lexikon‹ (Deubel 1990); ›Fischer Lexikon Literatur‹ (Lachmann 1996); ›Literaturwissenschaftliches Lexikon‹ (Martínez 1997); ›Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie‹ (Aczel 1998). Vgl. für die angloamerikanische Diskussion die Artikel in ›Dictionary of Literary Terms and Literary Theory‹ (Cuddon 1991: 454); ›The New Princeton Encyclopedia of Poetry and Poetics‹ (Elam 1993); ›Encyclopedic Dictionary of Semiotics‹ (Jefferson 1994); ›A Concise Glossary of Contemporary Literary Theory‹ (Hawthorn 1998: 116–118); ›Encyclopedia of Literary Critics and Criticism‹ (Murray 1999).

¹¹ Vgl. z.B. ›Einführung in die Literaturwissenschaft‹ (Schahadat 1995); ›Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs‹ (Lachmann / Schahadat 1995); ›Grundzüge der Literaturwissenschaft‹ (Martínez 1996); ›Einführung in die moderne Literaturwissenschaft‹ (Schneider 1998: 48, 120). – Besonders dann, wenn sich die Verfasser selbst in Studien an der Begriffsbildung beteiligt haben, fallen Überblick und Einführung recht einseitig im Sinne der eigenen Theorie aus. So fehlt in den Beiträgen Lachmann / Schahadat (1995), Schahadat (1995) und Lachmann (1996) der Hinweis auf die Monographie von Susanne Holthuis (1993), wo der bis dahin gründlichste Versuch einer Taxonomie von Erscheinungsformen der Intertextualität vorgelegt wird.

¹² Vgl. z.B. Bertlinda Vögels 1998 an der Universität Wien eingereichte Magisterarbeit »›Intertextualität‹. Entstehung und Kontext eines problematischen Begriffs« (Vögel 1998).

¹³ Allein an der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen wurden bisher bereits zwei Dissertationen eingereicht, die das Wort »Intertextualität« im Titel führen, nämlich Moennighoff (1991) und Roessler (1996).

¹⁴ Vgl. z.B. Schmid / Stempel (1983); Kühlmann / Neuber (1994); Hassler (1997); Klein / Fix (1997).

se von Texten Bachmanns zu verwenden. Dieser Mangel besteht nicht etwa in einer unzureichenden Typologie intertextueller Erscheinungsformen. Derartige Typologien sind zur Genüge ›auf dem Markt‹; außerdem hat sich bei der Arbeit gezeigt, daß die Anwendung etwa der komplexen Terminologie Genettes oder Stockers von der individuellen Funktion einzelner Verweise ablenkt. Vielmehr geht es – vorgängig der Frage nach dem Beschreiben intertextueller Phänomene – darum, wie diese zu erkennen sind. Der im zweiten Abschnitt folgende Forschungsüberblick gilt daher schwerpunktmäßig den theoretischen Angeboten, die in der Diskussion mit den Konzepten der ›Markierung‹ und der Lesertypologien bislang gemacht worden sind, bevor im dritten Abschnitt eine pragmatische Lösung des aufgezeigten Problems an Beispielen entwickelt und erläutert wird, die zugleich der Frage nach der Funktion oder den Funktionen von ›Intertextualität‹ gerecht wird.

2. Forschungslage und -kritik

2.1. Aneignung und Zähmung eines Begriffs

›Intertextualität [...] ist gewiß eine Tatsache‹, schreibt Grivel (1983: 53) bereits 1983, offensichtlich in dem Glauben, daß man von der Existenz eines Namens auf die Existenz des Bezeichneten schließen dürfe. Erblickt man die »Tatsache« im »Bezug von Texten auf andere Texte« (Deubel 1990),¹⁵ dann scheint »Intertextualität« die »Globaltheorie« (Stocker 1998: 18) abzugeben für durchaus Verschiedenes, das man zuvor auch mit verschiedenen Namen zu belegen pflegte. Eine ›Globaltheorie‹ für sinnvoll zu halten, folgt der »Intuition« (Pfiester 1985a: 18), daß »Referat, Allusion, Pastiche, Parodie, Plagiat mit dem eigentlichen Zitat« als dem paradigmatischen Fall eines Bezugs auf einen fremden Text »irgendwie verschwistert« seien – ein Verdacht, den Meyer schon 1961 in seiner Studie über ›Das Zitat in der Erzählkunst‹ äußert (1967: 15).

Aus der Sicht der Rhetorik ist das terminologische Feld schon bestellt. Die Mängel einer Anlehnung an die Rhetorik allerdings zeigt Heinrich F. Pletts Definition des Kernbereichs der Intertextualität, des Zitats:

Das Zitat ist ein aus einem Prätext abgeleitetes Sprachsegment, das in einen (Folge-) Text eingelassen ist, wo es ein *proprie*-Segment substituiert. (Plett 1985: 81)¹⁶

Der Interpret hätte demzufolge nichts weiter zu tun, als das substituierte »*proprie*-Segment« zu erschließen, wobei selbstverständlich das substituierende Segment, weil es improprie ist, das Vorhandensein eines Zitats zugleich kenntlich macht. – Ein derartiger Zugang zum Phänomen ist von vergleichbarer

¹⁵ Für Riffaterre (1980: 625) ist Intertextualität »a modality of perception«.

¹⁶ Ähnlich Plett (1988: 315; 1991a: 9).

Überzeugungskraft wie die ›Substitutionstheorie‹ zur Beschreibung der modernen Metapher.¹⁷ Immerhin wird daran sichtbar, daß nicht nur das mit ›Inter-
textualität‹ Bezeichnete ein bereits ›vormodernes‹ Phänomen ist, sondern auch
der theoretische Umgang mit ihm. Gelegentlich kann man gar lesen, daß es eine
›Theorie‹ der Intertextualität bereits seit Olympos Zeiten gebe, sprich: seit Platon
(Still / Worton 1990: 3–6).

Über die gegenwärtige Forschungsdiskussion liest man in den Nachschlage-
werken und Überblicken¹⁸ zu dem Begriff ›Intertextualität‹ davon, daß zwei
miteinander unvereinbare Interpretationen von ihm existierten.¹⁹ Ausgehend
von den Arbeiten seiner Erfinderin Julia Kristeva werde der Begriff einerseits
als »Kernbereich der poststrukturalistischen Poetik« (Deubel 1990) verstan-
den, der sich auf die Formel bringen läßt »Alle Texte sind intertextuell«, ande-
rerseits stehe dem ein Verständnis gegenüber, das von einem engeren ›Text‹-Be-
griff ausgehe und Intertextualität als Eigenschaft bloß einer Teilmenge aller
Texte auffasse.²⁰

Der Widerstreit der Positionen läßt sich an dem Widerspruch demonstrieren,
welcher sich ergibt, wenn man die beiden diesem Kapitel vorangestellten
Zitate aus Thomas Bernhards ›Gehen‹ und Peter Stockers ›Theorie der inter-
textuellen Lektüre‹ aufeinander bezieht. Ist alles, was gesagt wird, zitiert? Die
Antwort auf diese Frage hängt offensichtlich davon ab, welche Bedeutung man

¹⁷ Zum Wechsel von der ›Substitutionstheorie‹ der Metapher in der klassischen Rhetorik (vgl. Ueding / Steinbrink 1994: 295–296) zur »Interaktionstheorie« vor allem Richards (1996); Black (1996a; 1996b). – Die Ähnlichkeit in der ›modernen‹ Verwendungsweise von Zitat (Anspielung) und Metapher sieht schon Heißenbüttel (1966: 35) in Hinblick auf Ezra Pound.

¹⁸ Einen Forschungsüberblick geben Pfister (1985a); Lachmann (1990: 51–87); Holthuis (1993: 12–28); Stocker (1998: 17–28) und zuletzt Broich (2000). Zu einer eher an der französischen Theorie orientierten Sicht vgl. Still / Worton (1990); Mai (1991). Einen Überblick über die – in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft kaum rezipierten – Einflußtheorien wie Bloom (1995) samt Abgrenzung und Kritik aus der Sicht verschiedener Intertextualitätskonzepte bei Clayton / Rothstein (1991a). Zu Bloom vgl. auch kritisch Culler (1981: 107–111).

¹⁹ Vgl. z.B. Pfister (1985a: 25); Moennighoff (1991: 16); Plett (1991a: 3–4); Linke / Nussbaumer (1997: 109–110); Tegtmeyer (1997: 50).

²⁰ Vgl. Moennighoff (1991: 16). – Neben diesen beiden literaturwissenschaftlichen Polen zeigt sich in den letzten Jahren ein sprachwissenschaftliches Konzept, das in Anlehnung an die Bestimmung von de Beaugrande / Dressler (1981: 188) Intertextualität als Merkmal von Textualität dahingehend verstehen will, daß jeder Text sich auf konstitutive Textmuster (z.B. Gattungsmuster) bezieht, die er deshalb mit anderen Texten teilt. Vgl. Heinemann (1997); Fix (1997). Zu diesem Aspekt als Teilbereich von Intertextualität unter dem Blickwinkel der demonstrativen Verwendung solcher Muster schon Adel (1972: 241); unter dem Etikett der ›Systemreferenz‹ vgl. Pfister (1985b); Suerbaum (1985); Petöfi / Olivi (1988a: 335); Genette (1993: 13–14) (»Architextualität«); Holthuis (1993: 51ff.) (»typologische Intertextualität«); Stocker (1998: 64ff.).

den Worten ›sagen‹ und ›zitieren‹ gibt, oder in der Terminologie der Intertextualitätsdebatte: was man unter ›Text‹ verstehen will. In der deutschsprachigen Diskussion wird dabei Kristevas Ausweitung des ›Text‹-Begriffs auf kulturelle Praktiken und »Zeichensysteme« (Kristeva 1978: 69) zwar notiert, aber von Anfang an ihre heuristische Unfruchtbarkeit betont.²¹ Kristeva (1972: 351) entwickelt den Begriff ›Intertextualität‹ in Anlehnung an das Werk Bachtins,²² das sie für die westliche Literaturwissenschaft entdeckt. Bezeichnenderweise greift die deutschsprachige Diskussion gleichsam an Kristeva vorbei auf Bachtin und sein Konzept der ›Dialogizität‹ zurück, wie das erste hiesige Symposium zum Thema dokumentiert (Lachmann 1982). Zusammengefaßt: Von den zwei beschworenen Lagern spielt seit dem Beginn der hiesigen Diskussion Anfang der achtziger Jahre nur jenes eine Rolle, welches einen konventionellen ›Text‹-Begriff vertritt,²³ während die Auseinandersetzung mit dem von Kristeva inspirierten Lager vor allem der polemischen Abgrenzung dient.

Man könnte – vereinfachend – sagen, daß die Diskussion des Konzepts ›Intertextualität‹ im deutschsprachigen Raum mit zwei schiefen Metaphern beginnt: mit der Rede von einem ›Dialog der Texte‹²⁴ nach Kristeva und Bachtin, mit der Rede vom ›Palimpsest‹ nach Genette.²⁵ Schief ist die erste Metapher, weil eine Text-Text-Beziehung kein ›Dialog‹ ist, da nicht beide Texte aufeinander reagieren, sondern der spätere auf den früheren. Noch weniger treffend ist die Metapher »Palimpsest«, die immerhin Gérard Genettes großer Studie von 1982 den Titel gibt (Genette 1993). Denn ein Palimpsest ist nach Tilgung eines Texts auf dasselbe Material geschrieben, so daß im beschriebenen Material die einzige, durchaus zufällige Verbindung zwischen beiden Texten besteht. Demgegenüber meint »Intertextualität« eine mitnichten zufällige Verbindung zwischen

²¹ Vgl. Culler (1981) als Versuch, den poststrukturalistischen Ansatz weiterzudenken. Zur Kritik an Kristevas ›Intertextualität‹ vgl. u.a. Pugliese (1988: 37ff.), Hempfer (1991); Heinemann (1997); Linke / Nussbaumer (1997); Tegtmeier (1997).

²² Vgl. vor allem Bachtin (1971: 202–228; 1979a); dazu Lehmann (1977); Grübel (1979); Lachmann (1982a, 1984); allgemein zu Bachtin Zima (1995: 100–129).

²³ Daß die intensionale Definition von »Text« schwierig ist, hindert nicht daran, den Begriff extensional zu definieren: »Ich weiß nicht, was einen Text eigentlich ausmacht, aber das hier ist jedenfalls ein Text.« Dieser Zugang ist an Nelson Goodmans (1993b) institutionelle Kunsttheorie angelehnt: Textualität eines Textes wird über die konventionellen Rahmenbedingungen der Rezeption garantiert. Damit unterscheidet sich dieser Ansatz von dem von Holthuis (1993) vertretenen, der Textualität in das Belieben des Lesers stellt, dazu siehe 2.3.

²⁴ So der Titel der Aufsatzsammlung zu einem »Hamburger Kolloquium der Intertextualität« (Schmid / Stempel 1983). Das in Lachmann (1982) dokumentierte Symposium von 1980 trug den Titel »Dialogizität in Prozessen der literarischen Kommunikation«. Zur Dialog-Metapher vgl. Klopfer (1982: 88ff.).

²⁵ Aufgenommen z.B. von Geier (1985: 11); Müller (1994: 65); Helbig (1996: 111). Zur Kritik vgl. Stierle (1983: 24, Anm. 21).

Texten, sondern eine motivierte, die außerdem im Posttext erkennbar ist. Deshalb gehört es zu den ersten Einsichten, daß man »Produktionsintertextualität von Rezeptionsintertextualität zu unterscheiden« habe (Lachmann 1984: 134).²⁶ Man muß jene Text-Text-Beziehungen, welche ein Leser willkürlich herstellt, von denjenigen unterscheiden, die »*beim Verstehen obligatorisch erzeugt werden*«, wie Grivel (1983: 67) formuliert.

Solche Unterscheidung ist leicht postuliert. Doch wie trifft man sie? Woran erkennt man, daß ein Leser den Bezug auf einen fremden Text bei der Lektüre »obligatorisch erzeugt« hat – und nicht willkürlich? Die einzigmögliche Antwort ist: Man erkennt dies am Text. Diese Antwort wäre unproblematisch, wenn sie für sich hätte, daß Fremdtex Bezüge unübersehbar wären. Die Leseerfahrung aber zeigt, daß sie es nicht sind. »Wie läßt sich die Intertextualität eines gegebenen Textes nachweisen?« (Posner 1992: 5).²⁷ Darin besteht ein »besonderes hermeneut[isches] Problem« (Simon 1984: 1055), dessen Lösungsansätze im folgenden zu prüfen sind.

2.2. Über Markierung, Interferenz, Identifikation

Das »besondere« Problem besteht darin, Fremdtex Bezüge in einem Text zu erkennen. Man kann unter »Prätex ten« z.B. solche verstehen,

auf die der Autor bewußt, intentional und pointiert anspielt und von denen er möchte, daß sie vom Leser erkannt und als zusätzliche Ebene der Sinnkonstitution erschlossen werden. (Pfister 1985a: 23)²⁸

Stimmt man dem zu, dann fragt sich, woran die »Intention« eines Autors für den Leser nachvollziehbar wird. Die Kategorie der »Markierung« ist der Versuch, die »Intentionalität« des Autors zu objektivieren. Denn

[e]s liegt [...] nahe, daß Verfasser solcher Texte deren intertextuelle Bezüge auf irgendeine Weise markieren, damit der Leser diese Bezüge sieht und sie auch als intendiert erkennt. (Broich 1985: 31)

Die »Markierung« betrifft die im Text sichtbar werdende Beziehung zwischen Autor und Leser: Eine vorhandene Markierung ist die Aufforderung des Autors an seinen Leser, den angespielten Prätex t in die Rezeption einzubauen. Aus dieser Feststellung und aus der – allerdings fragwürdigen – Ansicht, daß Leser

²⁶ Vgl. Stierle (1983: 9).

²⁷ Posner benennt das Problem – soweit ich sehe, als einziger –, ohne es aber zu behandeln. Hebel (1991: 141–142) schreibt zwar von der Notwendigkeit der »verification of a textual element as intertextually related allusion«, unterscheidet aber nicht zwischen verifizierbaren (=tatsächlichen) und nicht verifizierbaren (=pseudointertextuellen) Anspielungen. Seine Aufmerksamkeit gilt also nicht der Methode der Verifizierung.

²⁸ Vgl. zur postulierten oder implizit vorausgesetzten Intentionalität intertextueller Bezüge Perri (1978: 300); Riffaterre (1980: 626); Simon (1984: 1055) u.a.

ein Recht auf das vollständige Verständnis eines Textes haben, den ein Autor ihnen vorlegt, erwächst für die ›Markierung‹ ein normativer Impuls. So kommt es, daß Plett feststellt, ein Autor

should feel obliged to supply the quotations with markers in such a way that their twofold encoding is clearly made apparent. (1988: 325)

Die Abwesenheit von Markierungen ist dieser Ansicht zufolge eine ›Pflichtverletzung‹ des Autors. Demgegenüber steht eine ›Feinschmeckertheorie‹ der nichtmarkierten Intertextualität, die in etwa besagt, daß es einem Leser Vergnügen macht, nichtmarkierte, versteckte Intertextualität zu entdecken, weshalb der Sinn der Nichtmarkierung in der Absicht des Autors liegt, dem Leser solches Vergnügen zu ermöglichen.²⁹ Derartige Kapriolen ergeben sich aus dem Festhalten an der Kategorie der ›Autorintention‹. Die folgenden Ausführungen kommen daher ohne sie aus und konzentrieren sich darauf, ›Markierung‹ als ein im Text vorliegendes Phänomen der Rezeptionslenkung aufzufassen.³⁰ Ausgehend im wesentlichen von den Studien von Broich (1985), Plett (1985; 1988) und Helbig (1996) geht es weniger darum, eine Typologie aller denkbaren Formen von Markierung zusammenzustellen, als vielmehr darum, ein plausibles Verständnis des Konzepts zu entwickeln und den Begriff der ›Interferenz‹ zu umreißen, der im Mittelpunkt des Konzepts steht.

Das Reden von der Markierung intertextueller Referenzen ist nur sinnvoll, wenn es nichtmarkierte Referenzen gibt. Markierte Referenzen sind solche, die nicht nur auf einen anderen Text verweisen, sondern von denen zugleich angegeben ist, daß sie dies tun. Nach Broich (1985: 38) läßt sich jeder Hinweis eines Autors auf intertextuelle Referenzen in seinen Texten als Markierung verstehen, auch in ›Nebentexten‹³¹ wie z.B. in der privaten Mitteilung in einem Gespräch. Für Bachmann wäre da unter anderem zu denken an ihre Mitteilung an die Freundin Christine Koschel, daß der Roman ›Malina‹ »eine einzige Anspielung auf Gedichte« sei, die Koschel (1997) über zwei Jahrzehnte nach Veröffentlichung des Romans der Öffentlichkeit mitgeteilt hat; Broich führt als Beispiel einen privaten Brief des Autors Joyce an. Doch kann man von solchen Hinweisen auf Referenzen sagen, daß sie die Referenz ›markieren‹? Es ist einzuwenden, daß derartige Hinweise nicht notwendig mit der Referenz verbunden sind. Versteht man sie dennoch als Markierung, dann läßt sich von einer Referenz sagen, sie sei markiert, obwohl die Markierung nicht bekannt ist. Dem widerspricht die Intuition, daß die markierte Referenz und ihre Markierung zusammenhängen. Die Markierung wird bekannt sein, wenn die Referenz

²⁹ So schon Meyer (1967: 12–13).

³⁰ Im Sinne einer ›Textstrategie‹ (Iser 1994: 143ff.) oder ›Textdisposition‹ (Holthuis 1993, s.u.).

³¹ Im Sinne von Genette (1989).

erkannt ist.³² Diesem Gedanken folgend sollen unter ›Markierung‹ nur jene Hinweise auf Referenzen verstanden sein, die selbst Teil des Textes sind, in dem die Referenz vorkommt.³³

Soweit fortgeschritten, fragt sich, in welcher Weise eine Referenz als solche ausgezeichnet werden kann. Es bietet sich an, mit Plett zwischen ›impliziter‹ und ›expliziter‹ Markierung zu unterscheiden (1985: 85).³⁴ ›Implizit‹ ist eine Markierung, wenn eine Referenz ihren Referenzcharakter selbst deutlich werden läßt; ›explizit‹ ist eine Markierung, wenn eine Referenz im Kontext als solche kenntlich gemacht wird. Der einfachste Fall einer expliziten Markierung ist die Ankündigung »ich zitiere«, der dann das Zitat folgt, oder die Angabe einer Quelle, die z. B. Motti zu begleiten pflegt. Das Motto ist ein gutes Beispiel, weil es zunächst selbst eine markierte Referenz ist. Gewöhnlich fungiert es außerdem als Markierung, indem es den von ihm aufgerufenen Prätext qua seiner Funktion als Motto mit dem ganzen Posttext in Verbindung bringt, wie beispielsweise das Motto in Bachmanns ›Liedern auf der Flucht‹ Petrarcas ›I Trionfi‹ als Prätext für den ganzen Gedichtzyklus markiert.

Wie kann eine Referenz ihren Referenzcharakter selbst anzeigen, also ›implizit markiert‹ sein? Der Grundgedanke der Rede von ›Interferenz‹ ist, daß die Hereinnahme eines Elements aus einem fremden Text in den Posttext eine Reibung, eine *I n t e r f e r e n z* zwischen ihnen erzeugen kann. Das ist offensichtlich da der Fall, wo ein Zitat aus einer anderen Sprache in einem deutschsprachigen Text unverändert angeführt wird. Es interferiert, weil Prä- und Posttext sich verschiedener ›Codes‹ bedienen. In gleicher Weise behält z. B. das Zitat eines Verses aus einem Versdrama in einem Prosatext seinen Rhythmus und könnte daher rhythmisch mit seinem neuen Kontext interferieren. Was als Interferenz wahrgenommen wird, hängt von Sensibilität und Kenntnis des Lesers ab: vielleicht ein altes Lexem, vielleicht eine semantische oder grammatische Inkon-

³² Reinhard Lettau gab in einem Interview mit dem ›Spiegel‹ (Lettau, Interview: 170) zu, in seinem dann jüngst erschienenen, vom Verlag großzügig »Roman« genannten Text ›Flucht vor Gästen‹ »einen halben Absatz aus Goethes ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ zitiert« zu haben. Lettau an gleicher Stelle dazu: »Den Absatz, auf den Sie sich beziehen, hat Goethe für mich geschrieben. Es handelt sich um eine versteckte Hommage, wie ich sie in allen meinen Büchern untergebracht habe. Die es erkennen, lesen es zum zweitenmal wie zum erstenmal und freuen sich. Eine unversteckte Hommage ist wirkungslos.« Bevor ich das Interview las, hatte ich das Zitat nicht bemerkt. Nachdem ich davon erfuhr, war ich unfähig, es zu finden, obwohl ich wußte, daß es da ist. Das Interview hat den Referenzcharakter der entsprechenden Stelle nicht angezeigt und folglich die Referenz nicht markiert. Die ›Spiegel‹-Redakteure hätten Lettau auch auf die Anspielung auf Kafkas ›Elf Söhne‹ in ›Flucht vor Gästen‹ ansprechen können, die genausowenig markiert ist. Daß mir letztere auffällt, den ›Spiegel‹-Redakteuren erstere: Symptom für den sich wandelnden Kanon der Leser?

³³ Dieser Textbegriff umfaßt zum Teil die von Genette (1989) sogenannten ›Peritexte‹, nicht aber die ›Epitexte‹.

³⁴ Vgl. Plett (1988: 319–320); Helbig (1996: 91ff., 111ff.).

grenz zwischen Referenz und Kontext,³⁵ vielleicht der seltsame Name einer Figur.

Habe ich bis hierhin Markierungen als Hinweis darauf aufgefaßt, daß überhaupt Referenzen in einem Text vorliegen, so wird in der Forschung noch in einem zweiten Sinne von Markierung gesprochen. Als Markierung soll demzufolge auch das gelten, was anzeigt, auf welchen Prätext eine Referenz zielt. Das scheint jedenfalls der Hintergrund dafür zu sein, ›Namen‹ von Figuren ebenfalls als Möglichkeit intertextueller Markierung zu betrachten.³⁶ Doch Namen können weder explizit eine Referenz markieren, noch interferieren sie notwendig mit ihrem Kontext, wenn sie aus einem Fremdtexst stammen. Zwei Beispiele. Der Titel von Thomas Manns Roman ›Doktor Faustus‹ scheint einem Schema zu folgen, demzufolge der Titel eines Texts den Namen der Hauptfigur nennt, wie bei Goethes ›Wilhelm Meister-Romanen oder bei Eichendorffs Novelle ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹. Im Roman gibt es bekanntermaßen keine Figur, die ›Dr. Faustus‹ heißt, so daß die Verwendung des Namens ›Faustus‹ im Titel mit der Romanhandlung interferiert.³⁷ Es versteht sich von selbst, daß der gebildete Leser, ohne erst durch die Interferenz darauf aufmerksam gemacht zu werden, den bekannten Namen ›Faustus‹ als intertextuellen Hinweis erkennt. Doch wie steht es um solches Erkennen, wenn es sich um einen eher unbekannt Namen handelt? Daß der Ich-Erzähler Gregor Keuschnig in Peter Handkes Prosatext ›Mein Jahr in der Niemandsbucht‹ denselben Namen trägt wie der Protagonist aus desselben Autors zwanzig Jahre früher erschienener Erzählung ›Die Stunde der wahren Empfindung‹, stellt zwar einen Bezug zwischen beiden Texten her. Aber das Vorliegen des Bezugs wird nicht durch die Namensgleichheit angezeigt. Sichtbar wird es nur im Vergleich beider Texte. Der Name ›Gregor Keuschnig‹ ist ein Kriterium für die Identifikation des Prätexts. Aber er hilft dem Leser nicht, die Referenz auf den Prätext wahrzunehmen.

Das Konzept ›Markierung‹ ist sinnvoll, weil es den Blick für Referenzen schärft und für die Möglichkeiten eines Texts, sie anzuzeigen. Es gilt aber auch, daß eine markierte Referenz nicht notwendigerweise für den Leser den Prätext identifiziert. In Bachmanns Roman ›Malina‹ fragt das Ich seinen Gesprächspartner Malina: »Ist dir nicht einmal der Satz untergekommen: *siam contenti, sono un uomo, ho fatto questa caricatura.*« (III 330) Der italienische Satz ist explizit als Satz aus fremder Quelle und implizit durch den Codewechsel zum Italienischen markiert. Die Markierungen enthalten überhaupt keinen Hinweis

³⁵ Zur Möglichkeit semantischer Interferenzen vgl. Riffaterre (1990: 62) und passim; zu grammatischen Interferenzen vgl. Hassler (1997a: 48–49).

³⁶ So explizit Helbig (1996: 113–117).

³⁷ Daß die Hauptfigur nicht Faustus heißt, entnimmt der Leser selbstverständlich dem Untertitel des Romans. – Zu diesem Beispiel vgl. Müller (W 1991: 153).

darauf, welcher Herkunft der Satz ist, ja ob es sich überhaupt um eine Referenz handelt.³⁸ Die Quelle dieses Satzes zu erkennen – es ist ein Zitat aus einem Brief Nietzsches³⁹ – überläßt der Text dem Leser. Umgekehrt zeigt das Beispiel des ›Doktor Faustus‹, daß die Erkennbarkeit einer Referenz nicht nur davon abhängt, ob sie markiert ist, sondern auch, wie bekannt der Prätext bzw. das Element des Prätexts ist, auf das der Posttext sich bezieht.

Fragt man nach Bekanntheit oder Unbekanntheit eines Prätexts, so gilt diese Frage dem Leser. Entsprechend geht es im nächsten Abschnitt darum, zu prüfen, ob das, was die Forschung über den Leser und die ›intertextuelle Lektüre‹ zu sagen hat, bei der Frage nach der Erkennbarkeit intertextueller Referenzen hilfreich ist. Im Vordergrund stehen dabei die rezeptionsorientierten Untersuchungen von Holthuis (1993) und Stocker (1998), die zugleich den jüngsten Stand der Theoriebildung zum Thema Intertextualität repräsentieren.

2.3. Leser-Typologien. Holthuis' Skeptizismus, Stockers Optimismus

Susanne Holthuis erhebt in ihrer linguistisch orientierten Studie ›Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption‹ den grundlegenden Vorwurf, die bisherigen Auseinandersetzungen mit dem Konzept Intertextualität verkennten die Rolle des Lesers, denn Intertextualität sei an den Rezipienten und an den Rezeptionsvorgang gebunden. Diese Kritik ergibt sich für Holthuis schon aus ihrem Textbegriff, den sie in Anlehnung an die Texttheorie ihres Lehrers Petöfi entwickelt. Texte sind demnach »dominant verbale relationale semiotische Objekte« (Holthuis 1993: 30); und ob ein Objekt ›semiotisch‹ ist, hängt davon ab, ob ein Rezipient es als solches begreift. Das heißt, es hängt davon ab, ob er

glaubt, daß dieses verbale Objekt ein zusammenhängendes und vollständiges Ganzes ist, das einer tatsächlichen oder angenommenen kommunikativen Intention in einer tatsächlichen oder angenommenen Kommunikationssituation entspricht. (ebd. 31)⁴⁰

Wenn der Rezipient all dies glaubt, dann spricht er dem Objekt »Textualität« zu. »Textualität« sei darum keine »textinhärente Eigenschaft« – und »demzufolge« konstituiere sich Intertextualität als »Relation zwischen Texten erst im Kontinuum der Rezeption und nicht [...] im und durch den Text selbst« (ebd.). Das ist einerseits ganz richtig, andererseits aber durchaus trivial. Wenn Texte

³⁸ Deshalb ist eine explizite Markierung entgegen der Annahme von Helbig (1996: 112) keinesfalls ein »Beweis« »für das Vorhandensein einer intertextuellen Einschreibung«. Man denke an fingierte Intertextualität, bei Plett (1988: 319) und Holthuis (1993: 45) »Pseudointertextualität« genannt. Oraic Tolic (1995: 33f.) schreibt diesbezüglich von »vakanten Zitaten«.

³⁹ Dazu siehe VIII.4.1.5.

⁴⁰ Holthuis zitiert hier Petöfi (1988: 184). Vgl. auch Petöfi / Olivi (1988a: 335).

keine ›inhärenten‹ Eigenschaften haben, weil es ›Texte an sich‹ nicht gibt, dann kann auch Intertextualität keine inhärente Eigenschaft von Texten sein.⁴¹

Man könnte diese Position einen ›texttheoretischen Skeptizismus‹ nennen. Holthuis vertritt eine Textkonzeption, die der Realitätskonzeption von George Berkeley (1685–1753) in seinem Hauptwerk ›Principles of Human Knowledge‹ vergleichbar ist. Berkeley (1988: 54) setzt mit dem Leitsatz »*esse is percipi*«, Sein ist Wahrgenommenwerden, die ›Gegenstände‹ und ihre ›Erscheinungen‹ in den Sinnen des Rezipienten gleich. Jedoch: Daß wir Kenntnis von der Welt nur durch unsere Begegnung mit ihr haben, hindert uns nicht daran zu glauben, daß die Welt auch ohne uns existiert. Entsprechend glauben wir als Leser, daß der Text ohne unsere Lektüre existiert. Dieser Glaube läßt sich in Holthuis' Ausführungen erkennen, wenn sie – nicht ganz konsequent – Intertextualität definiert als:

Phänomen der TEXTVERARBEITUNG, abhängig von a) der (gegebenen oder angenommenen) ›intertextuellen Disposition‹ des Textes zum einen und b) Aspekten einer ›intertextuell gelenkten Textverarbeitung‹ zum anderen. (ebd. 32)

Die »Disposition« des Textes meint das Vorliegen von ›Signalen‹, »Textverarbeitung« meint den Interpretationsprozeß des Lesers. Daß dieser »gelenkt« ist, impliziert den Rückbezug auf den gegebenen Text. Und so zeigt sich unvermutet das, was durch Holthuis' entschiedene Ablehnung von Intertextualität als textinhärenter Eigenschaft gefährdet scheint: die Objektivierbarkeit des Vorliegens intertextueller Bezüge in der »intertextuellen Disposition« des Textes.⁴²

Um »Textverarbeitung« zum Teil einer Theorie über das Erfassen von Text-Text-Beziehungen zu machen, bedarf es einer Vorstellung davon, wie sie funktioniert. Der »intertextuelle Akt des Lesens« als »Konstruktion einer intertextuell angereicherten Textwelt« kann, so Holthuis selbst, »nur approximativ modelliert werden« (ebd. 251). Was im ›intertextuellen Leseakt‹ geschieht, ist Forschungsdesiderat (ebd. 252). Dem begegnet Holthuis mit der Vorstellung – nicht dem Modell – eines ›textzentrierten Expertenlesers‹ (ebd. 233) als Annä-

⁴¹ Vgl. Heinemann (1997: 33–34), der von einer Leserorientierung die »Aufhebung« des Textbegriffs befürchtet. Vgl. auch die z.T. polemische Kritik bei Tegtmeyer (1997).

⁴² Das ist vergleichbar mit Riffaterres Konzept, dem Stempel (1983: 88) attestiert, bis dahin der einzige zu sein, der »die Überlegenheit des neuen Konzepts gegenüber Quellenkritik und Einflußforschung mit dem Argument des Lesers begründet« habe. Riffaterre (1990) schreibt von »Compulsory reader response: the intertextual drive«, so der Titel des Aufsatzes. Die Leserreaktion ist also vom Text ›erzwungen‹. In der Konsequenz wird daraus eine ›richtige‹ bzw. die einzig richtige Interpretation. Zur Kritik vgl. Clayton / Rothstein (1991a: 23–26). – Ähnlich optimistisch sind die semiotisch fundierten Konzepte von Oraic Tolic (1995) und Orosz (1997). Nach Oraic Tolic (1995: 32) sieht sich der Leser schlicht »auf den gesamten poetischen Idiolekt« des Autors verwiesen; Orosz (1997: 28) postuliert einen »idealen Rezipienten«, der für eine »vollständige Interpretation« alle »eingebetteten intertextuellen Beziehungen« (ebd. 24) eines Textes ›aufdecken‹ und ›deuten‹ kann.

herung, um die Idealisierung eines allwissenden ›Modellesers‹ zu vermeiden.⁴³ Daß dieses »Objektivierungsdefizit« der Theorie intertextueller Rezeption »zum Teil einen spekulativen Charakter« verleiht, räumt sie selbst ein (ebd. 233, 234). Zweitens aber ist das Problem, wie eine Referenz zu erkennen und die Identifikation eines Prätexts zu beurteilen wäre, kurzerhand in das Expertenwissen des Lesers verlegt – und somit unbeantwortet.

An dieser Stelle setzt die Kritik Peter Stockers ein, der mit seiner ›Theorie der intertextuellen Lektüre‹ die bis dato am besten ausgearbeitete Typologie intertextueller Formen vorgelegt hat. Stocker hält Holthuis entgegen:

[W]enn nicht klar ist, ob ein individueller oder ein empirischer Leser in Aktion tritt, verliert der Intertextualitätsbegriff an Präzision, weil dann nämlich auch unklar bleibt, wie nun eigentlich zu entscheiden ist, ob überhaupt Intertextualität vorliegt oder nicht. (Stocker 1998: 96)⁴⁴

Weil Stocker, »ob überhaupt Intertextualität vorliegt oder nicht«, offenbar für eine interessante Frage hält, darf man erwarten, daß er Kriterien an die Hand gibt, wie diese Frage zu entscheiden ist. Da ihm Holthuis' ›Expertenleser‹ nicht objektiv genug zu umreißen ist, schlägt er einen »Modell-Leser« vor, der »zwar alles weiß, was nötig ist, um einen Text adäquat zu lesen – aber eben nur das und nichts darüber hinaus« (ebd. 97). Diese Beschränkung richtet sich gegen Holthuis' Polemik, die einen Modell-Leser ablehnt, weil er »unbegrenzte Kompetenz« besitze, was Stocker in ›Allwissenheit‹ übersetzt. Allerdings ist ein Leser, der für einen Text alles Nötige weiß, in gewissem Sinne ›allwissend‹, so daß Stockers Einschränkung wie ein Taschenspielertrick wirkt. Das entscheidende Problem ist damit nur verschoben. Wie nämlich ist festzustellen, welches Wissen der Text verlangt? Stocker meint:

Der Autor stellt den Bezug [eines Posttextes zu einem Prätext] her, indem er seinem Text Spuren der Lektüre bewußt oder unbewußt so einschreibt, daß diese für den Leser erkennbar sind. Er rechnet mit einem Leser, der in der Lage ist, die intertextuellen Spuren zu erkennen, und gleichzeitig bereit ist, ihnen zu folgen. (ebd. 9)

Bemerkenswert ist die Rede von einem »bewußt oder unbewußt« eingeschriebenen ›Bezug‹, die offensichtlich vermeiden soll, auf eine ›Autorintention‹ rekurrieren zu müssen.⁴⁵ Nach Stocker ist es gleichgültig, ob die ›Einschreibungen‹ bewußt oder unbewußt erfolgen, da das stets so geschieht, »daß diese für den Leser erkennbar sind«. Aus dem Vorhandensein eines intertextuellen Bezugs folgt für Stocker dessen Erkennbarkeit für den Leser. Es ist konsequent,

⁴³ Vgl. ausführlich Holthuis (1993: 225–234, Kap. III.3): ›Der Textarchäologe – zur Problematik der Modellierungen eines intertextuellen Lesers‹.

⁴⁴ Hinter Holthuis' textgelenktem Expertenleser, meint Stocker (ebd. 96, Fn. 21), verberge sich ohnehin bloß die Autorin selbst.

⁴⁵ Vgl. mit ähnlicher Tendenz Helbig (1996: 90).

daß er an anderer Stelle ›Intertextualität‹ definitorisch mit dem Vorhandensein eines »desintegrative[n] Intertextualitätssignal[s]« verknüpft (ebd. 105), das unabhängig von Absicht oder Bewußtsein des Autors ist. Man könnte dies zusammenfassen in der These ›Intertextualität gibt sich selbst zu erkennen‹ – ein optimistischer Gedanke.⁴⁶

Stockers Umgang mit der Frage nach der Objektivierbarkeit von Referenzen ist symptomatisch für die gesamte Forschung. Ihr zufolge zeigt der Text, ob ein Bezug vorliegt oder nicht, sogar wenn dies für den Autor ›unbewußt‹ der Fall ist. Ob ein Bezug vorliegt, ist stets eindeutig zu entscheiden – es mag allerdings sein, daß der Leser nicht auf der Höhe des nötigen Wissens ist, über das ein ›Modell-Leser‹ verfügen würde. Welches Wissen das sein könnte, davon ist nicht die Rede. Zur Verdeutlichung des Problems weise ich noch einmal auf das diesem Kapitel vorangestellte Motto aus den beiden Zitaten von Stocker und Bernhard. Die zentrale Frage läßt sich an ihnen illustrieren: Zitiert Stocker Bernhard? Es ist offenkundig, daß diese Frage nicht unabhängig von anderen beantwortet werden kann: Wenn er zitiert, warum? Wenn nicht, woran kann man das erkennen? – Es bedarf Kriterien, um das nachvollziehbar zu beantworten. Die folgenden Überlegungen gelten der Frage, wie solche Kriterien lauten könnten.

3. Kriterien

Das Problem, wie für einen Leser das Vorliegen einer intertextuellen Referenz zu erkennen ist, zieht sich durch alle Konzeptionen von Intertextualität in mehr oder weniger deutlicher, zuweilen verschwiegener Form. Im wesentlichen lassen sich zwei Fälle des Problems unterscheiden. Der erste Fall liegt vor, wenn – z.B. aufgrund einer Kontextinterferenz – eine intertextuelle Referenz zu vermuten ist, es aber keinen Hinweis darauf gibt, welcher Text denn der Prätext sein könnte. Die Kunst der gezielten Vermutung ist in der Tat eine Sache

⁴⁶ Der Optimismus Stockers rührt aus seiner Anlehnung an die Abweichungspoetik seines Lehrers Harald Fricke. Ihr folgend will Stocker (1998: 87) Intertextualität »als funktionale Abweichung von einer bestimmten pragmatischen Sprachhandlungsnorm« verstehen. »Sprich so, daß du keinen vermeidbaren Rezeptionsaufwand verursachst!«, formuliert Stocker diese Norm (ebd.). Diese Bestimmung ist schon deshalb fragwürdig, weil es nicht ausgemacht ist, ob derartige »pragmatische Sprachhandlungsnormen« für Literatur sinnvoll gedacht werden können, wie sie H. Paul Grice als alltägliche »Kommunikationsmaximen« beschreibt. Geht man z.B. davon aus, daß ein literarischer Text in der Weise sagt, was er sagt, weil jedes Anderssagen auch ein Sagen von etwas Anderem wäre, dann gibt es keinen »vermeidbaren Rezeptionsaufwand«, da es keine Möglichkeit gibt, dasselbe anders zu sagen, vgl. etwa Goodman (1993d). Hinter Stockers Formulierung wird so die alte Theorie der Rhetorik des kunstvollen als ›uneigentlichen‹ Sprechens sichtbar. Siehe z.1. und Fn. 17.

des ›Expertenlesers‹. Der zweite Fall liegt vor, wenn für eine unmarkierte oder nicht explizit markierte Stelle der Verdacht besteht, daß der Text dort einen Bezug zu einem bestimmten anderen Text aufweist. Das Problem besteht dann nicht darin, einen Prätext zu identifizieren, sondern nachvollziehbar zu machen, daß ein Text tatsächlich ein P r ä text ist.

Diesen zweiten Fall werde ich im folgenden an zwei Beispielen diskutieren. Es handelt sich um zwei nichtmarkierte, vermutete Referenzen, die erste in Uwe Johnsons ›Mutmassungen über Jakob‹ auf Schillers ›Über die ästhetische Erziehung des Menschen ...‹, die zweite in Ingeborg Bachmanns ›Psalm‹ auf die sogenannte ›Barmer Theologische Erklärung‹.

3.1. Johnson und Schiller

Im dritten Kapitel von Uwe Johnsons Roman ›Mutmassungen über Jakob‹ schildert eine Szene die Begegnung des Titelhelden Jakob Abs mit dem Stasi-Hauptmann Rohlfs, nachdem Jakobs Mutter »zum Westen« gegangen ist (Mutmassungen: 155–156). Es geht in dieser Begegnung unter anderem darum, ob Jakob für die Stasi arbeiten wird, indem er Rohlfs mit Gesine bekannt macht, die bei der NATO arbeitet. Rohlfs benutzt die Ausreise von Jakobs Mutter als Druckmittel. Er schließt seine Ausführungen mit dem Satz: »Verstehen Sie mich.«

Ohne den Kopf zu wenden sagte [Jakob]: »Ja. Sie wollen sagen dass Sie sich nicht zum Spass mit anderer Leute Leben befassen«. Er blieb so vorgestützt, reglos starrte er aus seiner Schräge auf seine Hände, in denen das Blut arbeitete. »Soll einer sich selbst versäumen über einem Zweck«: sagte seine Stimme selbstwillig fragend zäh bis zum letzten Laut. [...] »Ja«, sagte Herr Rohlfs grob. (ebd. 156)

Der von mir hervorgehobene Satz bedient sich der typisch Johnsonschen Diktion mit der Letztstellung des (Präpositional-)Objekts und der Verallgemeinerung mit ›einer‹. Er fällt in diesem Kontext nicht als intertextueller Bezug auf, weist nicht von sich aus auf einen Prätext, interferiert nicht semantisch, grammatisch, graphemisch und sofort, kurz: er ist nicht markiert. Die Formulierung ist allerdings p r ä g n a n t genug, um ein e i n d e u t i g e s Wiedererkennen zuzulassen. Jakobs Formulierung lehnt sich an einen Satz aus Schillers sechstem Brief ›Über die ästhetische Erziehung des Menschen‹ an, in dem Schiller davon schreibt, wie der moderne Staat »seinen Bürgern fremd« bleibt, da er an ihnen nur die Erfüllung e i n e s Amtes »ehrt« (Schiller II: 456), während die Natur den Menschen dazu drängt, seine »mannigfaltigen Anlagen [...] zu entwickeln« (ebd. 457). Schiller schreibt von der »Zerstückelung ihres Wesens«, welche die »Individuen« durch den Staat erleiden müßten; diese »Zerstückelung« habe den Fortschritt vom Naturzustand in die Gegenwart ermöglicht, müsse aber nun überwunden werden. Wenn »Individuen«, wörtlich: ›Unteilbare‹, ›zerstückelt‹ werden, dann werden sie zerstört. Der ›Fortschritt‹ des Staates ist in

seiner Konsequenz unmenschlich. Fortschritt und »Weltzweck« stehen deshalb gegen das »Glück« des Individuums, und für dieses ist der »Weltzweck« ein »Fluch« (ebd.). In diesem Zusammenhang fragt Schiller:

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgendeinem Zweck sich selbst zu versäumen? (ebd. 459)

Daß es sich darin um die Quelle eines von Johnson seinem Stil angepaßten Zitats handelt, ist aufgrund der Prägnanz der Formulierung eindeutig. Darüberhinaus läßt sich Schillers sechster Brief ›Über die ästhetische Erziehung ...‹ in einem deutlichen thematischen Zusammenhang mit Johnsons Textstelle lesen. Das Schillerzitat ist semantisch gut eingebettet in Johnsons Roman. Denn bei Schiller wie bei der Figur Jakob geht es um das, was der Staat von seinem Bürger fordert bzw. fordern darf, und warum dies dem Individuum die Freiheit zum Glück nimmt. Bei Schiller wie bei Jakob folgt aus der rhetorischen Frage die entschiedene Verneinung: Kein Mensch ist »dazu bestimmt«, niemand »soll« ›sich selbst versäumen über einem Zweck‹. Bei Schiller ist solches Versäumen als ›unmenschlich‹ ausgemacht. Indem er Jakob die Frage zitieren läßt, impliziert Johnson die Antwort des Prätexts, Schillers Antwort.

An diese Deutung fügt sich noch eine Überlegung an, welche die Nichtmarkiertheit des Zitats betrifft. Seine Entdeckung war für mich ein Zufallsfund. Johnsons Referenz auf Schiller braucht offenbar nicht als Zitat erkannt und gelesen zu werden. Das paßt zu der Einschätzung, die Figur Jakob würde – im Gegensatz zu ihrem belesenen Erfinder⁴⁷ – weder zitieren bzw. den Verweis auf Autoritäten als rhetorische Strategie nutzen, noch sei sie in besonderem Maße mit Schiller vertraut. Um eine implizite Markierung zu vermeiden, ist das Zitat an den Stil des Romans angepaßt. Diese Anpassung ist also doppelt motiviert. Erstens paßt das Zitieren als Sprechakt nicht zu der Figur, der das Zitat in den Mund gelegt ist; zweitens ist die Erkenntnis des Zitats für die Interpretation der Szene nicht notwendig. Es bleibt zu fragen, was die Referenz die Szene in Johnsons Roman gewinnen läßt. Der im Schillerjahr 1959 zuerst erschienene Roman scheint die Aktualität des von Schiller vertretenen Ideals kritisch gegen die im Roman geschilderte Gegenwart zu halten. Es ist nicht weit von Schillers These zur marxistischen These von der »Entfremdung« des Menschen im Kapitalismus,⁴⁸ welche der sozialistische Staat aufzuheben angetreten war, gegen den Jakob sich hier wendet. Vielleicht läßt sich die Referenz darüberhinaus als eine Wendung des Autors gegen die programmatisch-vereinnahmende und einseitige ›Erbepflege‹ der DDR lesen; die Plausibilität solcher Deutung wäre an weiteren Zitaten im Werk Johnsons zu prüfen.

⁴⁷ Vgl. die biographischen Angaben zu Johnsons Lektüre bei Neumann (B 1994: 129, 710).

⁴⁸ Vgl. zum Begriff »Entfremdung« Klaus / Buhr (1969, I: 289–296).

Die Diskussion des Beispiels bietet keine Schwierigkeiten. Weil die Referenz prägnant ist, ist die Identifizierung des Prätextes eindeutig. Die Referenz ist semantisch gut in den Posttext eingebettet und sinnvoll an ihrem Platz. Das Zitat selbst und die Anpassung des Zitats an den Stil des Romans, das Vermeiden von Interferenzen, sind deutlich motiviert. Taugen diese Kriterien zur Auseinandersetzung mit weniger eindeutigen Fällen? Ich will sie prüfen und präzisieren anhand eines solchen weniger eindeutigen Falles: Spielt Bachmann in dem Gedichtzyklus ›Psalm‹ auf die ›Barmer Theologische Erklärung‹ an?

3.2. Bachmann und die ›Barmer Theologische Erklärung‹?

Bachmanns vierteiliger Gedichtzyklus ›Psalm‹ (I 54–55) stellt sich durch die Gattungsbezeichnung als Titel in die Tradition literarischer ›Gegen‹-Psalmen wie z.B. desjenigen von Georg Trakl (Werk: 200–202);⁴⁹ er bleibt darin selbstverständlich auch auf das biblische Genre bezogen.⁵⁰ Der negative Impetus des ersten Teils, der mit einer Aufforderung zum Schweigen »wie alle Glocken schweigen« beginnt und Bilder eines schuldig gewordenen Gottes evoziert, ist unverkennbar; daß diese Bilder eine geschichtliche Referenz haben, da sie von »neuen Mördern« sprechen, dürfte für den 1953 in ›Die gestundete Zeit‹ veröffentlichten Zyklus⁵¹ ebenso eindeutig sein. Nach Vliet (1985: 122) bietet ›Psalm‹ »[p]erhaps the strongest statement concerning National Socialism in *Die gestundete Zeit*« und handelt von

the process of denazification, the role of the Church during the Third Reich, and the question of absolution from the individual and collective sins of National Socialism.

Der vierte Teil des ›Psalm‹ »echoes« nach Vliet »a passage in the strongly anti-Nazi ›Theologische Erklärung‹ issued by the ›Barmer Synode‹ on May 31, 1934« (1985: 128). Er lautet:

In die Mulde meiner Stummheit
leg ein Wort
und zieh Wälder groß zu beiden Seiten,
daß mein Mund
ganz im Schatten liegt. (I 55)

Die ›Passage‹ aus der ›Barmer Theologischen Erklärung‹, auf die sich dies beziehen soll, ist die folgende:

⁴⁹ Trakls Psalm wird deutlich angespielt, vgl. dazu und zu weiteren literarischen und biblischen Anspielungen Vliet (1985); Mieth (1988: 66–67); vgl. außerdem Weber (1986: 140–141); Stoll (1991: 68); Habel (1992: 165).

⁵⁰ »Genre« wird hier im Sinne von Fricke (1981: 132f.) verwendet.

⁵¹ Fehl (1970: 198) weist die bemerkenswerten Abweichungen der zweiten und dritten von der ersten Auflage des Bandes ›Die gestundete Zeit‹ nach, insbesondere, was den zweiten Teil des vorliegenden Zyklus ›Wie eitel alles ist ...‹ angeht.

Gemeinsam dürfen und müssen wir als Glieder lutherischer, reformierter und unierter Kirchen heute in dieser Sache reden. Gerade weil wir unseren verschiedenen Bekenntnissen treu sein und bleiben wollen, dürfen wir nicht schweigen, da wir glauben, daß uns in einer Zeit gemeinsamer Not und Anfechtung ein gemeinsames Wort in den Mund gelegt ist. (BTE: 35)

Für Vliet deuten die Bilder eines schuldigen Gottes im ersten Teil auch auf das Schweigen der katholischen Kirche während der Nazizeit (1985: 128), so daß die vermutete Referenz auf die ›Barmer Erklärung‹ in Abgrenzung zu diesem Schweigen verstanden werden muß und den Appell-Charakter des letzten Teils verstärkt. Es gehe darum, »its active denial [of the Church's silence] and concealment of the past in postwar Germany« literarisch zu entlarven und das Schweigen zu brechen.

Gemessen an den oben erhobenen Maßstäben hat Vliet die vermutete Referenz gekennzeichnet und die Vermutung durch Ähnlichkeit (»echoes«) zwischen Prä- und Posttext begründet sowie eine semantische Einbettung vorgenommen, die zugleich deutlich macht, inwieweit die Kenntnis der Referenz die ursprüngliche Deutung bereichert. Dennoch ist die Argumentation mangelhaft.⁵² Die Ähnlichkeit zwischen dem vermuteten Prätext und Bachmanns ›Psalm‹ besteht außer in der Nähe des Themas ausschließlich in derjenigen der beiden oben jeweils hervorgehobenen Formulierungen, wobei das »Wort« in beiden Texten in einer Situation des Schweigens gegen dieses Schweigen bzw. die »Stummheit« geboten erscheint.

›Jemandem ein Wort in den Mund legen‹ ist eine Redewendung, die als solche einen hohen Verbreitungsgrad erwarten läßt. Allein im Alten Testament in Luthers Übersetzung kommt sie achtmal vor!⁵³ Sie ist als Formulierung selbst nicht prägnant. Was die Wendung in der ›Barmer Erklärung‹ heraushebt, ist die moralische Verpflichtung zu einem ›gemeinsamen Wort‹, welche sich aus dem gemeinsamen Erleben von »Not und Anfechtung« ergibt. Damit ist erstens gesagt, daß ›Not und Anfechtung‹ die Gemeinsamkeit gebieten, und zweitens, daß nicht eine höhere Instanz, sondern die Zeitumstände dieses ›gemeinsame Wort‹ den drei evangelischen Konfessionen ›in den Mund legen‹. Das entspricht dem Charakter der ›Barmer Erklärung‹ als Gründungsdokument und »magna charta« der Bekennenden Kirche, die sich als Protest gegen die ›rechtswidrige Eingliederungspolitik der Reichskirchenregierung« im Frühjahr 1934 gebildet hatte (Nicolaisen 1998: 1112, 1111).

Demgegenüber richtet sich die Bitte des lyrischen Ichs im vierten Teil von ›Psalm‹ an ein Du, hinter dem man vielleicht Gott vermuten kann, vielleicht

⁵² Dies gilt umso mehr für Mieth (1988: 67, 69, Anm. 26), der sich schlicht auf die ›Entdeckung‹ von ›Interpreten‹ beruft. Das Wort ›entdecken‹ setzt die Existenz des Entdeckten voraus; hinter dem Plural ›Interpreten‹ steckt ganz allein der Aufsatz von Vliet (1985).

⁵³ Vgl. GK: 913ff., Eintrag »legen«.

aber auch das ›Du‹ des zweiten Teils. Woraus sich die ›Stummheit‹ des Ichs ergibt, wäre erst aus den anderen Teilen zu interpretieren. Vliet und andere sind darin einig, daß das Bild ›ein Wort in die Mulde meiner Stummheit legen‹ ein Sprechen meint und daß man in der ›Mulde der Stummheit‹ den – schweigenden – ›Mund‹ zu erkennen habe. Daraus ergibt sich die Frage, wie die weiteren Verse zu verstehen sind und das Bild vom ›Schatten‹, in dem der Mund ›liegen‹ soll. Ein Mund im Schatten – ein verborgener? Vliet und Mieth sehen in der bildlichen Verbindung von ›Wäldern‹ und Wort eine Anspielung auf Brechts ›An die Nachgeborenen‹ und die berühmten Verse (Brecht, Gedichte: 723):

Was sind das für Zeiten, wo
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!

Der vermutete Verweis auf diese Verse ist kaum nachvollziehbar. Was bei Brecht wörtlich bzw. metonymisch gemeint ist, die ›Bäume‹ als Zeichen für die Natur, ist in Bachmanns ›Psalm‹ Teil einer Metapher. Bachmann referiert zudem nicht auf ein ›Gespräch über Bäume‹. Vliet und Mieth vermuten zwar sowohl die Referenz auf Brecht wie die auf die ›Barmer Erklärung‹, beide Vermutungen sind aber nicht in eine Interpretation des Textes eingebunden, welcher es gelänge, sie miteinander zu verknüpfen.⁵⁴ Brecht und die ›Barmer Erklärung‹ sind von den beiden professionellen Lesern unverbindlich assoziierte Texte.

Der Zusammenhang zwischen den ersten beiden Versen von ›Psalm‹ (Teil 4) und den folgenden drei ist nicht durch die Behauptung derartiger Referenzen herzustellen, sondern durch die Beobachtung, daß beide Versgruppen einen Bildbereich gemeinsam haben. Das ›Wort in die Mulde meiner Stummheit zu legen‹ ist ein Bild des Pflanzens; das Wort ist der Same. Die ›großzuziehenden‹ Wälder nehmen den gärtnerischen Bildbereich auf; es liegt daher nahe, sie ebenfalls als Metapher für Sprachliches zu verstehen. Die Vorstellung eines Wortes als Same ist biblisch – man denke z. B. an das Gleichnis vom Sämann (Mt 13, 1ff.) – und paßt in den Kontext des ›Psalm‹ genannten Texts. Sie paßt allerdings weder zu der vermuteten Referenz auf die ›Barmer Erklärung‹ noch zu der auf Brechts ›An die Nachgeborenen‹.

Die als Referenz vermutete Formulierung ist also weder für sich prägnant genug, um sich unzweifelhaft auf den behaupteten Prätext zu beziehen, noch vermag ich im Versuch einer Einbettung der vermuteten Referenz in die genaue

⁵⁴ Mieth (1988: 67) schlägt als Interpretation vor, Bachmann konstatiere das Großwerden der Wälder, also jener ›Gedichte, die über Bäume reden‹, während ›der stumme ›Mund‹, der hier über die Verbrechen ›redet‹, [...] im ›Schatten‹ des Schweigens [liegen]‹. Dabei übersieht er, daß das lyrische Ich in ›Psalm‹ diejenige Instanz um das ›Großziehen der Wälder‹ bittet, die es auch darum bittet, ihm ›ein Wort in den Mund zu legen‹. Die Bitte ist jedenfalls affirmativ, sie kann nicht auch Kritik sein.

Deutung des Textes einen rechten Sinn zu erkennen. Ein letztes: Würden wir im Falle einer eindeutigen Referenz diese als Beweis ansehen, daß Bachmann den Prätext gekannt hat, so ist es im Fall des Zweifels geboten, die Frage danach zu stellen, ob es wahrscheinlich ist, daß sie den vermuteten Prätext gekannt hat. Daß Bachmann 1953 einen Text gekannt hat, der von 1934 stammt und bis zum Erscheinen des Gedichts nicht wieder veröffentlicht worden ist,⁵⁵ ist äußerst unwahrscheinlich. Seltsamer aber scheint noch die Idee, daß Bachmann in einem Text über die ›Rolle der Kirchen im Dritten Reich‹ (nach Vliet) auf die ›Barmer Theologische Erklärung‹ sich bezogen haben sollte, wo die ›Stuttgarter Schulderklärung‹ vom 18./19. Oktober 1945 des ›Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland‹ nicht nur in der Nachkriegszeit der bei weitem bekanntere Text gewesen sein dürfte, sondern auch der von Vliet vertretenen Deutung von Bachmanns Text sich weitaus eher als Bezug anböte.

Auch die Vermutung der Brecht-Referenz ist mit Vorsicht zu behandeln. Brechts Text ist zwar wohl in den dreißiger Jahren entstanden – die Erstveröffentlichung ist 1939 als eines der »Svendborger Gedichte« in Schweden erschienen –, daß er aber sofort »berühmt« geworden ist, darf bezweifelt werden. Hier wäre zumindest ein Nachweis hilfreich, daß das Gedicht in einer der Literaturzeitschriften der Nachkriegszeit veröffentlicht worden ist, so daß es Bachmann dort gelesen haben kann. Tatsächlich ist das Gedicht in Otto Basils ›Plan‹, der 1945–1948 in Wien erschien, veröffentlicht worden.⁵⁶

3.3. Kriterien: Eindeutigkeit und Wahrscheinlichkeit, Prägnanz, Einbettung, Motivation

Die Diskussion der beiden Beispiele zeigt den Umriss einer Reihe von Kriterien, welche im folgenden noch einmal systematisch entwickelt werden. Eine Entscheidung über das Verhältnis zweier (oder mehrerer) Texte zueinander bewegt sich zwischen zwei Polen, nämlich dem der eindeutig nachweisbaren Referenz und dem der eindeutig nicht nachgewiesenen Referenz. Zwischen diesen Polen wäre entsprechend den Erkenntnismöglichkeiten der Leser von einem höheren oder niedrigeren Grad von Evidenz für das Vorliegen einer Referenz zu reden. Das heißt, unabhängig davon, was eine Autorin sich gedacht haben mag, lassen sich Argumente für oder gegen die Vermutung einer Referenz vorbringen, die ausgehen können erstens vom historisch-faktischen Wissen über die Autorin – kann sie den vermuteten Prätext gekannt haben? – und zweitens von der Interpretation des Posttextes und den Möglichkeiten der interpretierenden Einbettung der Referenz.

⁵⁵ Vgl. die Quellenangaben bei Nicolaisen (1998: 1115).

⁵⁶ So Adel (1982: 2). Die zuständige Bertolt-Brecht-Bibliographie von Gerhard Seidel (Berlin 1975) gibt leider keine Auskunft.

Das Verhältnis zwischen diesen Argumentbereichen ist differenziert zu behandeln. In jedem Fall bedarf die Vermutung einer Referenz des Vorschlags eines Prätexts: »A quotation, whose source cannot be verified, is none« (Plett 1988: 322). Wie ist dann die ›Verifikation‹ der vermuteten ›Quelle‹ zu leisten? Unproblematisch ist das Vorliegen einer eindeutigen Referenz. Eindeutig wird eine Referenz z.B. durch ihre explizite Markierung, aber auch durch ihre Prägnanz. Im einfachsten Fall der intertextuellen Referenz ist Prägnanz gegeben etwa durch die Länge eines Zitats und seine Originalität. So ist im Fall des Johnsonschen Bezugs auf Schiller Eindeutigkeit gegeben aufgrund der Länge, Originalität und Abgeschlossenheit der zitierten Formulierung. Daß ›Psalm‹ sich auf die ›Barmer Theologische Erklärung‹ bezieht, ist in diesem Sinne keineswegs eindeutig auszumachen, da die als Argument angeführte Ähnlichkeit zweier Formulierungen darauf beruht, daß beide Texte dieselbe Redewendung benutzen.

Ist die Referenz eindeutig, dann folgen ihre Interpretation und die Frage, in welcher Weise der Autorin der Prätext bekannt gewesen sein könnte, ihrem Erkennen nach. Eine eindeutige Referenz ist selbst Beleg dafür, daß die Autorin den Prätext gekannt hat. Ist die Referenz hingegen nicht eindeutig, werden die Fragen nach der Möglichkeit solcher Kenntnis und danach, welche Funktion die vermutete Referenz im Text haben könnte, zu Kriterien der Wahrscheinlichkeit eines Bezugs. So ist es im Falle des Schillerzitats bei Johnson aufgrund der in groben Zügen bekannten ›Leserkarriere‹ des Autors und der Zugehörigkeit des zitierten Autors zum klassischen Bildungskanon plausibel anzunehmen, daß Johnson den Schillertext gekannt hat. Das gilt für das zweite Beispiel nicht, denn die ›Barmer Theologische Erklärung‹ ist kein kanonischer Text, und sie ist auch nicht leicht verfügbar gewesen zu dem Zeitpunkt, da Bachmann sie gelesen haben mußte. Läßt also die historische Situation das Vorliegen einer Referenz als einigermaßen unwahrscheinlich erscheinen, so kann diesen Befund die Frage nach der Funktion des Bezugs bestätigen. Zu fragen ist nach seiner Motivation und seiner semantischen Einbettung. Beide Begriffe beschreiben das Verhältnis des Kontexts zu der vermuteten Referenz und setzen voraus, daß der Leser ein Verständnis des Kontexts hat. So wird die Interpretation des ganzen Texts als Kontext der vermuteten Referenz zum Kriterium der Wahrscheinlichkeit ihres Vorliegens. Anders ausgedrückt: Die Frage nach Motivation und Einbettung einer vermuteten Referenz ist die Frage nach der Interpretation eines einzelnen Textelements. Maßstab für diese Interpretation ist, wie sie mit der Interpretation des übrigen Texts zusammenstimmt.

Diese Überlegung könnte Widerspruch erregen insbesondere, wenn man der poststrukturalistischen These von der nie abgeschlossenen Konstruktion des Sinns anhängt. Es ließe sich einwenden, daß die hier geforderte Kohärenz der Interpretation Wegbereiter für ein Konzept der ›wahren‹ Interpretation zu sein scheint, obwohl sich doch inzwischen herumgesprochen haben

müßte, daß der Text die Summe seiner verschiedenen Lektüren ist, daß es also den Text nicht gibt, sondern nur die Leser. – Diese implizite Gegenüberstellung einer ›Wahrheit‹ der Interpretation einerseits und ihrer ›Beliebigkeit‹ andererseits ist ebenso fruchtlos wie irreführend. Irreführend ist sie, weil die eine Seite unterstellt, der Zusammenhang zwischen Interpretation und Text werde durch den individuellen Leser beliebig; fruchtlos ist sie, weil beide Positionen von unvereinbaren Prämissen ausgehen.⁵⁷ Wie Eco (1995: 51–54) zeigt,⁵⁸ impliziert das Reden von ›Interpretation‹ bereits, daß es Kriterien dafür geben muß, gute von schlechten und angemessene von unangemessenen Interpretationen zu unterscheiden. Kohärenz ist eines davon.⁵⁹

4. Überlegungen zur Funktion von Intertextualität

Wenn Kohärenz der Interpretation ein Kriterium für die Angemessenheit der Interpretation ist, dann scheint dies eine Funktionsbestimmung von Intertextualität als ›subversivem Schreiben‹ auszuschließen, welche dem Konzept von Kristeva – mit durchaus gesellschaftlicher Stoßrichtung – in die Wiege gelegt ist.⁶⁰ Denn Kohärenz scheint zu bedeuten, daß verschiedene Textelemente einander nicht widersprechen dürfen, während ›Subversivität‹ gerade eine Bedeutungskonstitution bezeichnet, in welcher die verborgenen Referenzen die Oberflächenbedeutung unterlaufen oder ihr widersprechen. So postuliert etwa Karen Achberger für Bachmanns Prosa »a tension between surface and subtext«, wobei es die Funktion dieser ›Spannung‹ sei,

⁵⁷ Als Beispiel sei auf die Arbeit von Bertinde Vögel (1998: 2.1.1.) hingewiesen. Sie meint, daß »die Wissenschaftlichkeitskriterien der Naturwissenschaften nicht angewandt werden können [...]. Wenn der Radikale Konstruktivismus in den Geisteswissenschaften dominierender wird, wird diese Frage sowieso hinfällig, denn die Vertreter dieses Denkansatzes gehen davon aus, daß auch Naturwissenschaftler nur interpretieren und nicht eine außersprachliche Wirklichkeit objektiv beschreiben.« – Die Frage wäre eigentlich, wie Naturwissenschaftler selbst ihre Tätigkeit verstehen. Jedenfalls ergibt sich aus dem Reden von Interpretation nicht, daß es keinen Text gibt, an dem die Interpretation gemessen werden müßte, so wie naturwissenschaftliche Theorien sich an der Natur bewähren müssen. Die ›verschiedenen Prämissen‹, von denen ich oben schreibe, betreffen also den Zusammenhang von Sprache und Wirklichkeit, den ich mit Davidson (1997) als nicht willkürlich ansehe. Intersubjektivität einer Interpretation ergibt sich schon aus der geteilten Sprache von Autor, Leser und Interpret.

⁵⁸ Vgl. auch Eco (1996).

⁵⁹ Vgl. auch – aus ›radikal konstruktivistischer‹ Sicht – Goodman (1993c: 31–34).

⁶⁰ Zur Kritik an Kristevas Verengung der Funktion vgl. Kablitz (1985: 32); Hempfer (1991: 20); zur gesellschaftlichen Implikation Mai (1991: 41).

to question the coherence of »reality« [...] asserting a scepticism or disbelief toward the traditional narrative with its tenable »meaning«. (1985: 211)⁶¹

Gibt uns Intertextualität einen Grund, »Bedeutung« in Anführungsstriche zu setzen? Gegen die Subversionstheorie der Intertextualität ist wiederholt und zu Recht die Geschichte des Phänomens angeführt worden, insbesondere die ›imitatio veterum«-Praxis und das Konzept der ›aemulatio« der Renaissance-Rhetorik. Im Unterschied zu Kristevas kategorischer Festlegung der Funktion von Intertextualität auf Subversion gilt hier das Gegenteil: »Die Nachahmung stellt sich nicht als Destruktion, sondern als konstruktives Moment dar« (Kablitz 1986: 35).⁶² Kablitz zeigt, wie die Wahrheitskonzeption der Renaissance »[a]n- gesichts des Begründungsdefizits einer überindividuellen Norm« den »Bezug zum modellhaften anderen Text« zur »ultima ratio der eloquentia« werden läßt (ebd.).

In Anlehnung daran ließe sich der Subversionstheorie eine Sinnkonstitutionstheorie der Intertextualität gegenüberstellen, wie sie etwa von Lachmann (1990: 88) vertreten wird. Beide Theorien sind sich darin einig, daß Intertextualität als Konzept hermeneutischen Wert hat, da es im Gegensatz zur ›Datenhuberei« der traditionellen Quellenforschung die Aufmerksamkeit darauf lenkt, was der Posttext mit dem Prätext anfängt.⁶³ Beschreibt man dieses ›Anfangen« allgemein als »Sinnkonstitution«, dann ist damit aber nichts gesagt, was sich nicht über jedes andere Stilmittel auch sagen ließe. Präzisiert man, es handele sich um »Sinnkomplexion« (ebd. 57 und passim), dann werden damit die Kristevaschen Begriffe ›Ambivalenz« und ›Polyvalenz« nahegelegt. Demgegenüber gibt Holthuis zu bedenken, daß »konservative Intertextualität« möglicherweise keine »Sinnexplosion« zur Folge habe (1993: 27). Lachmann betone einmal mehr, daß die theoretische Konzentration auf Sinnvermehrung sich am Paradigma der ›modernen« Literatur orientiert (ebd.).⁶⁴ Die Funktionsbestimmung als ›Sinnvermehrung« ergibt sich allerdings folgerichtig aus der Beschreibung

⁶¹ Aus der Sicht feministischer Literaturtheorie ist intertextuelles Schreiben entsprechend eine »Möglichkeit, die patriarchale Logik zu durchbrechen«, nämlich durch »Imitation, d.h. die Nachahmung des männlichen Diskurses«, die diesen Diskurs zugleich ›ver-rückt«, so Moi (1989: 165), vgl. Irigaray (1979: 78ff.). Vgl. zu ›Nachahmung« und ›Durchquerung« als ›weiblichen« ›Schreibweisen« Weigel (1995: 199ff.). In Bachmanns ›Malina« macht Lücke (1993: 29ff., bes. 34) solch ›palimpsestisches« Schreiben aus.

⁶² Vgl. mit ähnlicher Tendenz Warning (1982: 182); Hempfer (1991: 21). Mit Blick auf andere Epochen vgl. Verweyen / Witting (1982). – Zur Anwendung des Konzepts Intertextualität und zum Vergleich mit imitatio / aemulatio in Texten der frühen Neuzeit vgl. Bauer (B 1994); Müller (1994) sowie die anderen Beiträge in Kühlmann / Neuber (1994).

⁶³ Vgl. z.B. Pfister (1985a: 19); Clayton / Rothstein (1991a: 6–7); Frow (1991: 46).

⁶⁴ Vgl. Lachmann (1990: 68); Lachmann / Schahadat (1995: 678).

von Intertextualität als ›double reference‹.⁶⁵ Außerdem erweitert die Rede vom »Sinn« oder vom »semantische[n] Mehrwert«⁶⁶ den Fokus der Aufmerksamkeit von der Frage, wie ein Prätext in den Posttext integriert wird, darauf, was das schriftstellerische Mittel für den Posttext überhaupt leistet. Anders ausgedrückt: Die Rede vom »semantischen Mehrwert« bewahrt davor, Intertextualität als etwas zu betrachten, das in der ›Affirmation‹, ›Transformation‹ oder ›Destruktion‹ anderer Texte aufgeht.

In diese Richtung weist die Studie ›Gedächtnis und Literatur‹, welche die Summe von Lachmanns in Deutschland bahnbrechender Beschäftigung mit Intertextualität darstellt. Lachmann schreibt, an die Memoria-Diskussion anknüpfend: »Das Gedächtnis des Textes ist seine Intertextualität« (1990: 35).⁶⁷ Daran wird deutlich, wie das Interesse mit der Funktionsbestimmung sich vom Text wegbewegt hin zum historischen Zusammenhang, dessen Teil und Produkt der Text ist. Der intertextuelle Text wird lesbar als Symptom seiner Zeit. Sein Verhältnis z. B. zum literarischen Kanon als klassisch geltender Texte ist bezeichnend für den Umgang seiner Zeit mit ihrer Vergangenheit. Damit wird auch das ›Verschweigen‹ von Vorgängertexten in einem Textkorpus als ›Traditionsverhalten‹⁶⁸ deutbar. Diese Perspektive ist durchaus reizvoll. Auszugehen wäre in einer Untersuchung von einem breiten Textkorpus verschiedener Autoren.

Die vorliegende Arbeit als Untersuchung zu bestimmten Texten einer Autorin muß demgegenüber von anderen Voraussetzungen ausgehen. Dabei scheint es mir falsch, den ›semantischen Mehrwert‹ von Intertextualität im Sinne einer bestimmten Theorie etwa als ›Subversion‹ (Kristeva), als ›artistisches Spielmaterial‹ (Benn) oder als ›Gedächtnis‹ (Lachmann) zu behaupten. Was Intertextualität im Werk Bachmanns bedeutet, wie sie vorkommt, worin ihre Leistung besteht, das wird in den späteren Kapiteln zu untersuchen sein am Einzelfall. Dem zuvor unternimmt das folgende Kapitel einen systematischen Überblick über Aspekte der Forschung zur Intertextualität im Werk Bachmanns.

⁶⁵ Perri (1978: 295); vgl. Kristeva (1972: 348).

⁶⁶ Lachmann / Schahadat (1995: 678); Stocker (1998: 80).

⁶⁷ Vgl. den Kommentar aus textlinguistischer Sicht bei Hassler (1997a: 21).

⁶⁸ Zum Begriff des ›Traditionsverhaltens‹ vgl. Barner (1989: XIVff).

III Aspekte der Intertextualität bei Bachmann im Licht der Forschung

Sehr viele und vielleicht die meisten Menschen müssen,
um etwas zu finden, erst wissen, daß es da ist.

(Lichtenberg, Sudelbücher: J, 688)

In Wirklichkeit ist jeder Leser, wenn er liest,
ein Leser nur seiner selbst.

(Proust, Auf der Suche X: 3996)

1. ›Unverwechselbare Wortwelt‹?

Das Wort von der »Problemkonstante« (IV 193) ist sicher Bachmanns meistzitiertes Wort. Damit scheint Schlüsselwort und Maßstab vorgegeben, auf das bzw. auf den sich ihr Werk beziehen läßt. In der ersten Frankfurter Vorlesung ›Fragen und Scheinfragen‹ wird mit diesem Wort das ›Unausweichliche‹ eines Dichters auf den Begriff gebracht:

Und doch ist nur Richtung, die durchgehende Manifestation einer Problemkonstante, eine unverwechselbare Wortwelt, Gestaltenwelt und Konfliktwelt imstande, uns zu veranlassen, einen Dichter als unausweichlich anzusehen. (ebd.)

Bemerkenswert ist, daß Bachmann in dieser These das inhaltliche Moment mit dem formalen verknüpft. Die »Problemkonstante« wird als »Wortwelt, Gestaltenwelt und Konfliktwelt« erklärt. Die Überlegung folgt in der Vorlesung derjenigen zur »neuen Sprache« (IV 192 und passim), die einhergehe mit dem ›neuen Geist‹ des sie Gebrauchenden. Auch wenn man zugesteht, daß die genannten drei ›Welten‹ Momente einer ›Problemkonstante‹ sind, so lenkt ihre einzelne Nennung die Aufmerksamkeit darauf, daß sie einzeln sich untersuchen lassen müßten. Wie steht es um die ›unverwechselbare Wortwelt‹ Bachmanns?

Die literarische Kritik hat schon früh als ein Eigenes der Autorin ihren souveränen Umgang mit dem Überlieferten betont, der sie vor ›Epigonalität‹ bewahre. Bereits der ›Spiegel‹-Artikel von 1954, mit dem ihre Karriere im öffentlichen Bewußtsein beginnt, stellt Bachmann in einen Zusammenhang mit einer ganzen Reihe von Namen. Sie wird nicht nur als Angehörige einer ›modernen‹ und ›neutönenden‹ lyrischen Generation identifiziert, sondern auch als ›Römerin‹; der Artikel endet folgerichtig mit dem Hinweis auf die »schönheitskranken Zuwanderer aus den nördlichen Ländern« von Keats bis Hans von Marées.¹ Spezifischer als dieses unverbindliche, ›Spiegel‹-typische Namedropping situ-

¹ Wagner (1994: 16), ›Stenogramm der Zeit‹ (zuerst in: Der Spiegel, 18. 8. 1954).

iert Curt Hohoff in seiner Rezension des 1956 erschienenen Lyrikbandes ›Anrufung des Großen Bären‹ diesen in der »Welt Trakls und Hofmannsthals« und betont das Spiel mit »Märchen, Mythe, Begriff und Bild«;² Siegfried Unseld erkennt darin »reine große Poesie«, welche »die Tradition« nicht verleugne.³

Beispielhaft für die frühe Rezeption ist der Aufsatz ›Kämpfender Sprachgeist‹ (1958) von Hans Egon Holthusen. Holthusen hatte schon 1948 die »reine Maßstabslosigkeit« der Lyrik einer ›jungen Generation‹ beklagt, die aus ›jungen ungebildeten Windbeuteln‹ bestehe, welche als Vorbild allenfalls den »frühe[n] oder mittlere[n] Rilke« aufzuweisen hätten (1948: 604). Der konservative Kritiker erkennt zehn Jahre später in Bachmanns Lyrik Anklänge an Klopstock, Droste-Hülshoff, Sappho, Georg Heym oder Rilke. Er fragt:

Was für ein Stilgefühl will sich hier Geltung verschaffen? Klassizistisch wird man es nicht nennen können, denn es fehlt ihm die Anhänglichkeit an überkommene Muster und Requisiten, es beruft sich auf keine Autorität, es ist nicht epigonal gesinnt. Nein, es ist das Klassische selbst, das hier sein ewiges Recht anmeldet [...]. (1989: 37)

Diese frühe Einschätzung geschieht nicht im Rahmen einer tagesaktuellen Rezension, sondern in einer Studie über die Lyrik der Autorin. Die Fülle der als Raster der Einordnung herbeizitierten Namen ist hier – wie auch in den Rezensionen – positiv wertend gemeint. Ihnen gegenüber ist das ›Anklingen‹ gleichzeitig zuzuordnen wie zu verteidigen, denn wer andere Autoren ›anklingen‹ läßt, setzt sich dem Verdacht der ›Epigonalität‹ und damit der ›Zweitrangigkeit‹ aus. Epigonalität, Nachahmung: das wäre im Urteil Holthusens ›Klassizismus‹. Seine Zustimmung zu Bachmanns Lyrik erkennt ihre Originalität an. Grad und Typus der Originalität aber müssen vom gebildeten Leser Holthusen mit Blick auf die Fixsterne am literarischen Himmel bestimmt werden, so daß für die Originalität Bachmanns als höchste Wertung nur ein altes Wort übrig bleibt: ›klassisch‹.

Die Urteile lassen sich auf die Formel bringen, Bachmanns Sprache sei ›eigen‹, indem sie ›traditionsbewußt‹ sei. Der Verdacht liegt nahe, daß ein positives Urteil allemal mit dieser wenig aussagekräftigen Formel begründet werden muß. Sie gilt nicht nur für die frühe Rezeption. So kommt Robert Pichl (1976: 383) in seinem Forschungsüberblick 1976 für das Gesamtwerk zu dem »Befund«,

daß die harmonische Verbindung inhaltlicher und formaler Traditionselemente mit neuen, z. T. sehr individuell ausgeführten Stiltendenzen,[sic] jener zentrale Gestaltungszug ist, der Ingeborg Bachmanns Werk in seiner Eigenart erklärt [...].⁴

² Curt Hohoff, ›Ingeborg Bachmanns geträumte Welten‹ (in: Die Welt, 2. 2. 1957; wiederabgedruckt in: Schardt 1994: 29–30, hier 30).

³ Siegfried Unseld, ›Ingeborg Bachmanns neue Gedichte‹ (in: FAZ, 27. 10. 1956, wiederabgedruckt in: Schardt 1994: 27–29, hier 29).

⁴ Ähnlich Belluzzo (1986: 100); Bothner (1986: 50) für Bachmanns Lyrik.

Glaubt man Ellen Summerfield (1976: 2), dann hat Bachmann als Vertreterin des ›poeta doctus‹-Typs in ihrem Roman ›Malina‹ »die gesamte geistige Tradition Europas« verarbeitet. Doch während sich bei Summerfield schon die Hinwendung der Forschung zu bestimmten Themen des Werks wie etwa der Geschlechterproblematik abzeichnet, wird von Pichl überraschenderweise der ›Stil‹, die ›Wortwelt‹, zur ›Erklärung‹ der »Eigenart« der Autorin herangezogen.⁵

Mit dem Erscheinen der von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster herausgegebenen Werkausgabe 1978 ändert sich das Bild. Die Aufmerksamkeit der Forschung verschiebt sich auf die erstmals im Zusammenhang dargebotene späte Prosa der Autorin und die einer vermuteten ›Todesarten‹-Trilogie zugehörigen Fragmente aus dem Nachlaß.⁶ Als »Problemkonstante« der Autorin wird nun eher eine dargestellte »Konfliktwelt« gesehen. Zwei Tendenzen lassen sich unterscheiden.⁷ Die erste, sozusagen ›weltorientierte‹ Tendenz der neueren Bachmann-Forschung ist die vor allem von Kurt Bartsch und Hans Höller angestoßene Neubewertung der gesellschaftlichen Brisanz des Werks vor dem Hintergrund der geschichtlichen Erfahrung der Nachkriegszeit. Die »Problemkonstante« wird mit einem Wort Bachmanns als »Lastbewußtsein« der Autorin formuliert.⁸ Die zweite, eher ›textorientierte‹ Tendenz ist die von Christa Gürtler (1983) und Sigrid Weigel (1984) angeregte Lektüre unter Berücksichtigung von Ergebnissen feministischer Literaturwissenschaft⁹ und poststrukturalistischer Denkansätze. Dabei gerät zunehmend die Fülle von Zitaten und Anspielungen vor allem in der Prosa in den Blick der Forschung, so bei Klaubert (1983) und Achberger (1984; 1985). Die Konzentration der Forschung auf das Spätwerk erhält 1995 einen neuen Impuls durch das Erscheinen der unter der Leitung Robert Pichls von Monika Albrecht und Dirk Göttsche erarbeiteten Kritischen Ausgabe des ›Todesarten‹-Projekts, die das zugängliche Textmaterial erheblich vermehrt. Albrecht und Göttsche weisen seit dem Ende der achtziger Jahre in eigenen Arbeiten auf die ›intertextuelle Schreibweise‹ Bachmanns hin, die sie auch im Kommentar zur

⁵ Aus der Festlegung der Autorin auf eine in einer Gattung gesehene ›Wortwelt‹ rührt das vielzitierte abwertende Wort Reich-Ranickis über die Prosaistin Bachmann von der »gefallenen Lyrikerin«. Vgl. diesen und weitere Belege bei Pichl (1980: 78 und Fn. 4).

⁶ Zur Forschungsdiskussion um die Ordnung des ›Todesarten‹-Projekts siehe VIII.1.2.1.

⁷ Vgl. Duser (1994: 4–5).

⁸ Das Wort stammt aus dem frühen Gedicht ›Ich frage‹ (I 626). Vgl. Höller (1993: 172); Bartsch (1997: 39).

⁹ Daß Bachmanns Werk zu einem Lieblingsgegenstand deutschsprachiger feministischer Literaturwissenschaft geworden ist, demonstriert die Verwendung als Beispiel zu Beginn der ›Einführung in die feministische Literaturtheorie‹ von Lindhoff (1995: VII). – Zur Rezeption Bachmanns durch Cixous vgl. Babka (1996: 116–124).

Kritischen Ausgabe aufzuzeigen suchen. In den letzten Jahren sind allein drei Dissertationen zum Thema ›Intertextualität‹ in ›Malina‹ erschienen, nämlich die Arbeiten von Youngsook Kim (1997), Edith Bauer (1998) und Jens Brachmann (1999). Auf sie wird im ›Malina‹-Kapitel einzugehen sein.

Bei aller Aktivität und Fruchtbarkeit weist die Forschung deutliche Mängel auf; der Mangel an theoretischer Reflexion ist nicht der geringste davon. Glaubt man allerdings der jüngst erschienenen Monographie von Sigrid Weigel (1999: 17), dann hat die Forschung noch gar nichts richtig gemacht. Weigels Arbeit verdient an dieser Stelle insofern besondere Erwähnung, weil sie den Anspruch erhebt, schon – und besser – dasjenige erkannt zu haben, was ich noch einer Untersuchung für wert halte. Ihrer Meinung nach hätte die Bachmann-Forschung, statt »mehrere Regalmeter Forschungsliteratur« hervorzubringen und dabei »immer wieder neue und veränderte Lesarten, z.T. faszinierende theoretische Bezüge, verborgene intertextuelle Bezüge und poetische Korrespondenzen sichtbar« zu machen, sich lieber den »Korrespondenzen im eigentlichen Wortsinn« widmen und den »Versuch« unternehmen sollen, »das intellektuelle Netz und die zeitgeschichtlichen und literarischen Konstellationen zu rekonstruieren, aus denen [Bachmanns] Schreiben und Denken entsprungen ist und auf das es geantwortet hat«. Weigel beansprucht, dies geleistet zu haben. Es mag ein Zufall sein, daß das »intellektuelle Netz« Bachmanns sich dabei nach dem Bilde desjenigen Sigrid Weigels formt.¹⁰ Gegen diese – ihrem Anspruch nach wichtigste – Arbeit der neueren Forschung über Bachmann lassen sich einige Einwände erheben, von denen hier nur zwei genannt sein sollen. Erstens vermag ich das Ziel, das ›Denken‹ der Autorin zu rekonstruieren, nicht zu teilen. Soweit das ›Schreiben‹ dem ›intellektuellen Netz‹ ›entspringt‹, werden die Voraussetzungen im Geschriebenen erkennbar sein. Zweitens sind Weigels interpretierende Gedankengänge, die Arbeit an Texten en détail, oft Gedanken-sprünge. Überdeutlich ist Weigels Vorliebe für avancierte Theorie – die Analyse, auch die sprachliche Klarheit der Darstellung bleiben dahinter zurück.¹¹

In der Einleitung zu der von ihnen herausgegebenen Dokumentation einer Bachmann-Tagung formulieren Dirk Göttsche und Hubert Ohl, indem sie alle Anregungen aufnehmen, die ›Problemkonstante‹ Bachmanns neu – als eine Mehrzahl von »Konstanten« aus der »katastrophischen Geschichtserfahrung« wie aus einem ›intertextuell greifbaren Dialog‹:

¹⁰ Weigel sieht nicht nur Einflüsse von Barthes, Adorno und Benjamin auf Bachmann, sondern hat selbst längst über die Korrespondenzen zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne und über Benjamin gearbeitet.

¹¹ Vgl. Brachmann (1999: 153, Fn. 40) zur gelegentlichen Schwierigkeit, den ›semantischen Gehalt‹ von Weigels Thesen nachzuvollziehen; außerdem siehe z.B. VIII.4.1.7., ebenda Abschnitt 4. und VIII, Fn. 343.